August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

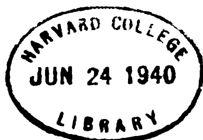


Neunzehnter Band.



Wien, 1848.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Sechster Theil.

Wien, 1848.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Die Stiefgeschwister.

Eine wahre Geschichte.

Vor Kurzem besuchte ich den Oberst von **berg auf seinen Gütern. Gleich am andern Morgen, als wir beim Frühstück saßen, trat ein junger Mann in einer abgetragenen Uniform herein, dessen vernarbtes Gesicht von seliger Zufriedenheit glänzte. »Was wollt Ihr?“ fragte der Oberst freundlich. »I nu, gnädiger Herr,“ erwiederte Jener mit einem verschämten Lächeln, »ich wollte Ew. Gnaden bitten, bei meinem vierten Kinde Gevatter zu stehen.« —

„Von Herzen gern,“ sagte der Oberst; »wie befindet sich Eure Frau?“

»Gott sei Dank! recht wohl!“ und bei dem »Gott sei Dank“ blickte er so seelenvoll gegen Himmel, als wollte er sagen: du hast mir alles gewährt!

Nachmittags begleitete ich meinen Wirth zu der Gevatterschaft in eine nahe Mühle. Ich sah ein holdes, junges Weib, ich sah blühende Kinder; alles im Hause war so reinlich, so nett, und die Menschen waren alle so herzlich untereinander, selbst den Oberst nicht ausgenommen, daß meine Neubegier rege wurde. Der Mann, sagte mein edler Wirth, hat sonderbare Schicksale gehabt, die er Ihnen selbst erzählen mag. Das that Paul Wolf, der Müller, kunstlos bescheiden; die Natur hatte ihren Wahrheitsstempel

auf seine Erzählung gedrückt, und ich wurde so lebhaft davon bewegt, daß ich noch in derselben Nacht sie aufzeichnete. —

Hans Wolf, ein wohlhabender Pachter, hatte sein gutes Weib begraben, und schritt zur zweiten Ehe. Die Verstorbene hinterließ ihm nichts, als ein wehmüthiges Andenken an ihre treue Liebe, und einen muntern Knaben, Paul. Die lebende, eine Witwe, brachte ihm nichts weiter zu, als zwei Kinder aus der ersten Ehe und Haß gegen ihren Stiefsohn. Was nur immer an die Verstorbene erinnern konnte, schaffte sie aus dem Wege. Jene war Blumenliebhaberin, sie hatte aus einem Mirtenreis ein Bäumchen erzogen, das der Wohnstube Fenster schmückte, und nicht fester in der Erde, als in Wolf's Herzen wurzelte; das begoß diese so viel und lange, bis die Wurzeln faulten. Als das dürre Bäumchen hinaus geworfen wurde, trübten sich des Mannes Augen, denn so klein es war, so ragte es doch für ihn bis in den Himmelsgarten hinauf, wo seine Therese blühte, und es stand nun nichts mehr um ihn her, was sie berührt, gepflegt, erzogen hatte. Als er vollends am nächsten Sonntage zur Kirche ging — der kleine Paul hatte das dürre Bäumchen unter dem Fenster gefunden, und, weil er oft vom Vater gehört, die Mutter habe es gepflanzt, so trug er es auf der Mutter Grab, wühlte mit seinen schwachen Händchen ein Loch in den Hügel, und meinte, es könne wohl wieder wachsen, die Mutter werde schon dafür sorgen. Hans Wolf wußte nichts von des Kin-

des Beginnen; der Anblick des verdorrten Bäumchens auf Theresens Grabe preßte ihm Thränen in die Augen, die von der herrschenden Gattin weder unbemerkt, noch unverhöhnt blieben. Er schwieg und duldete, Paul wurde ihm täglich lieber, sein ganzes Herz hing er an den Knaben. Um so fremder wurde diesem das Herz der Stiefmutter. Sie versuchte es, auch ihn zu entfernen; in die Stadt-Schule sollte er wandern, nur an hohen Festtagen das väterliche Haus besuchen; aber dieser Punkt war der einzige, wo ihre sonst unbeschränkte Gewalt sich kraftlos bewies.

»Ich gebe ihn nicht von mir,« sagte der Alte, »unser guter Pfarrer hat mir versprochen, ihn selbst zu unterrichten, da kann er mehr lernen, als er braucht;« und standhaft beharrte er auf diesem Entschlusse, obgleich die Stiefmutter das wirksamste Mittel hervorsuchte, ihn umzustimmen, nämlich ein tägliches Nergeln, dem auf die Länge so leicht kein Mann widersteht. Da es ihr mit dem Vater nicht gelang, so peinigte sie das Kind auf allerlei Weise im Stillen, um ihm selbst endlich den Wunsch auszupressen, je eher je lieber in die Fremde geschickt zu werden. Aber auch das half zu nichts weiter, als den Knaben scheu zu machen. Er floh sie, wo er konnte, hing sich an den Vater, wenn er auf's Feld ging, oder brachte ganze Tage auf dem Pfarrhofe zu, wo der edle Pfarrer ihn spielend unterrichtete, und lehrend mit ihm spielte.

Seine Stiefgeschwister wuchsen heran. Das älteste, ein Mädchen, sechs Jahre jünger als er, gewann seine Liebe

durch kindliche Anhänglichkeit. Sie hüpfte ihm nach in den Busch, wenn er den Vögeln Schlingen legte, und er konnte sie nicht glücklicher machen, als wenn er ihr dabei etwas zu tragen gab. Sie bewunderte seine Geschicklichkeit, zitterte vor seiner Kühnheit, und ihr Lob, wie ihre Furcht thaten ihm wohl. Wenn es daheim schöne Früchte oder Leckerbissen gab, von deren Mitgenuß der arme Paul stets ausgeschlossen blieb, weil man sie nur in seiner Abwesenheit vertheilte: so hob die kleine Babet ihren Theil gewiß zur Hälfte, oft auch ganz, für den Bruder auf, und sah ihn so vergnügt an, wenn es ihm schmeckte, obgleich ihr eigener kleiner Mund dabei voll Wasser lief. Ihr Schicksal glich fast dem seinigen; denn die Mutter konnte das Mädchen nicht leiden, und wendete alle ihre Zärtlichkeit dem jüngern Sohne zu. Durch die Liebe zu Paul verdarb Babet es vollends mit ihr. Desto herzlicher war Paul ihr zugethan, der, nun schon alt genug, die drückenden Verhältnisse im väterlichen Hause richtig zu beurtheilen anfing. Babet opferte sich täglich für ihn, ohne es zu ahnen, ihm aber entging es nicht, und Dankbarkeit gesellte sich zu seiner Bruderliebe.

Christliebchen, der Stiefbruder, hingegen, war ihm zuwider; gern hätte er ganz vermieden, mit dem ungezogenen Buben sich abzugeben, und, da er doppelt so viele Jahre zählte als Jener, so schien es leicht, ihm aus dem Wege zu gehen; allein die Mutter litt das nicht. Als Christliebchen noch kleiner war, mußte Paul ihn tragen, auf die Gefahr, an der ausgestopften Last sich zum Krüppel zu

schleppen. Als der Bube größer wurde, mußte Paul leiden, daß er überall hinter ihm her lief, jeden gefangenen Vogel für sich begehrte, jedes mühsam erkletterte Nest sich zueignete; und wehe dem armen Bruder, wenn er dem Schreier etwas abschlug, oder wenn der Unbeholfene etwa gefallen war und eine Beule mit nach Hause brachte, dann bewillkommte die dürre Hand der Stiefmutter den unschuldigen Paul mit Ohrfeigen, der alte, schwache Vater konnte ihn nicht schützen, und nur Babet's verstohlene Thränen linderten seinen Unmuth. Doch wehe auch ihr, wenn die Mutter diese Thränen erblickte.

Je mehr mit den Jahren Paul's Verstand sich entwickelte, je tiefer fühlte er sein unglückliches Los, und manche Stunde verweinte er auf dem Grabe, dessen Hügel nun schon eingesunken war. Diese Thränen erleichterten sein Herz, und des Pfarrers trostreicher Zuspruch hob seinen Muth. So erreichte er das Jünglingsalter, und sollte jetzt im siebzehnten Jahre zum ersten Mal zur Beichte gehen.

Gibt es auch im Leben des Menschen noch einen zweiten Augenblick, so erschütternd wie diesen? so feierlich, so makellos? einen Augenblick, in dem er den Engeln näher stünde? — Der ehrwürdige Pfarrer, ein Mann, der in Paul's Augen ganz dem Gemälde von Gott dem Vater glich, wie es auf dem Altarblatte seiner Dorfkirche erschien, hatte ihn mit eigener Rührung vorbereitet, seine Beichte gehört, und von ein paar kindischen Vergehungen, die Paul für schwere Sünden hielt, ihn absolvirt. Morgen war der feier-

liche Tag, an dem er den Leib des Herrn zum ersten Mal genießen sollte. Er ging herum wie ein Träumender, ein seliges Lächeln schwebte auf seinem Antlitz. Die kleine Babet sah ihn schüchtern und mit Ehrfurcht an. Sie begriff nicht recht, was vorging, aber sie wagte nicht, mit ihm zu spielen. Er verschloß sich in seine Kammer, betete und sang, kam heraus, und war sehr freundlich gegen jedermann, besonders aber gegen seinen Stiefbruder. So verstrich der Vorabend. Er ging zu Bett, und schlief nicht. Noch war der Tag kaum angebrochen, da sah man ihn schon auf seiner Mutter Grabe, wo er heiß um Gottes und seiner Mutter Segen flehte. Als man zum ersten Male zur Kirche läutete, ging er hinein zu Vater und Mutter, und bat sie, nach alter christlicher Gewohnheit um Vergebung, wenn er sie durch irgend etwas beleidigt habe. Der Alte schloß ihn gerührt in seine Arme und legte die zitternde Hand auf sein Haupt. Die Stiefmutter reichte ihm die trockene Wange hin. Babet weinte, und wußte nicht warum.

Man läutete zum zweiten Male. Paul steckte seinen Blumenstrauß vor die Brust, nahm das Gesangbuch unter den Arm und wanderte zur Kirche. Mit großer Andacht hörte er die Predigt. Der Greis sprach über die erhabenen, fast zu erhabenen Worte seines Meisters: »liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen.« Je herzlicher der alte Mann dies Gebot auslegte, je eindringender er diese schöne Tugend empfahl, je unruhiger

wurde Paul, und ehe noch der Prediger vollendet hatte, überfiel den armen Jüngling die schrecklichste Gewissensangst. Er fühlte, daß er seine Stiefmutter nicht liebe, ja, er fühlte deutlich, daß er sie nicht lieben könne. Weg war seine Seelenruhe, das selige Bewußtsein eines reinen Herzens. Bebend nahte er sich dem Altare, todenbleich empfing er die Hostie, und mit dem quälenden Gewissensvorwurf: »ich war's nicht würdig!" wanderte er aus der Kirche. Immer donnerten die Worte in seine Ohren: »ewiges Verderben dem, der dies Liebesmal unwürdig genießt!" Vergebens verdoppelte er seinen Gehorsam gegen die Stiefmutter; vergebens suchte er ihre Wünsche zu erspähen, um ihnen zuvorzukommen; immer flüsterte die Stimme des Gewissens ihm zu: »du liebst sie doch nicht!" — Diese geheimen Qualen der Seele wirkten auf seinen Körper, die Jugendblüte schwand, er wurde kraftlos, unthätig, und, nach langem vergeblichen Kampfe, seinem Herzen kindliche Liebe abzuzwingen, fühlte er, daß er unterliegen müsse, wenn er seinen nagenden Kummer nicht schnell einer treuen Brust vertraue. Bleich und abgezehrt trat er vor seinen Lehrer, und mit den ersten Worten schoßen ihm schon die Thränen aus den Augen.

»Herr Pfarrer," sprach er, „Sie haben uns gepredigt, liebet eure Feinde; so weiß Gott, daß ich aus redlichem Herzen mich darum bemüht, aber es geht eben nicht. Thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen — ja, das geht eher, und wenn es darauf an-

kommt, so will ich meinen letzten Bissen mit — mit dem Feinde theilen; aber lieben, Herr Pfarrer, so was man eigentlich lieben nennt, nein wahrlich! das vermag ich nicht!»

»Was nennt man denn lieben, mein Sohn?« fragte lächelnd der Greis, und verwirrte den Klagenden ein wenig. »Beschreiben läßt es sich schwer,« antwortete er nach einer Pause, »ich denke eben, wenn man es beschreiben will, so ist es schon nicht mehr da, und will man es erzwingen, so kommt es nimmermehr. Für meinen Vater, für Sie, Herr Pfarrer, und für die kleine Babet spräng' ich in Wasser und Feuer ungeheißen, und brauchte dazu keine Predigt — aber —»

»Nun, mein Sohn? wem gilt das Aber? hat Er auch schon einen Feind?»

»Ach, Herr Pfarrer! (die Thränen stürzten ihm aus den Augen) als Gott mir meine Mutter nahm, da hätte er mich nur auch mit nehmen sollen! — Es sind nun schon zwölf Jahre — ich habe nie geklagt — aber Sie sind ja mein Beichtvater — weiß Gott, ich kann's nicht länger tragen! und lieben kann ich die Stiefmutter nicht, und soll ich sonst nicht selig werden — ach! mein Gott, so bin ich ewiglich verdammt!» — Jetzt wurden seine Augen trocken, und Verzweiflung sprach aus seinen düstern Blicken.

Der Greis redete ihm liebreich zu: dem Himmel, sprach er, genügt am redlichen Willen. Dann ließ er sich erzählen, wie des Knaben Groll entstanden und gewachsen

war, wobei freilich manches Unbedeutende aus dem aufgeregten Herzensgrunde mit hervor quoll. So hatte es unter andern ihn bitter geschmerzt, daß an dem Tage seiner Firmelung ihm ein alter Rock seines Vaters umgewendet worden war, indessen Christliebchen jährlich ein paarmal in neuen Kleidern stolzirte. »Es ist nicht Neid,« setzte er hinzu, »weiß Gott, ich bin nicht neidisch; aber daß ich so verachtet sein muß, weil meine Mutter im Grabe ruht« — Schluchzen unterbrach seine Erzählung.

Der verständige Pfarrer hütete sich wohl, ihm Recht zu geben, redete ihm in Herz und Gewissen, entließ ihn auch ziemlich beruhigt, konnte sich aber freilich selbst nicht verhehlen, daß der wackere Knabe zu Grunde gehen müsse, wenn diese Säure im Herzen noch länger an seinen edelsten Keimen nage. Er muß fort von hier! das war das Resultat seiner Ueberlegung, und sogleich sprach er unter der Hand mit dem Vater, um zu hören, auf welche Weise dieser den herangewachsenen Sohn zu versorgen gedenke. Der schwache Alte wußte es nicht, weil seine Frau es noch nicht wußte, sondern blos öfter sorgenvoll erklärt hatte: der Paul sei ein Taugenichts, der ihnen wenig Freude machen werde.

»Der Paul ist kein Taugenichts,« erwiederte der Pfarrer, »laßt Eure Frau rufen, es muß etwas für ihn geschehen.« Frau Barbara erschien, hörte des Greises Ermahnungen verdrießlich schweigend an, und meinte am Ende, der Herr Pfarrer kenne den Burschen nicht, er habe ein verstocktes Herz, es sei kein Wort aus ihm zu bringen.

»Werthe Frau Nachbarin, es gibt Gemüther, die nur Liebe aufschließt, und da es leider nun so weit gekommen ist, daß nur Entfernung Vergessenheit bewirken, und eure Herzen vorbereiten mag, den Samen des Vertrauens künftig wieder aufzunehmen; so wäre mein Rath, ihr sendetet ihn je eher, je lieber in die weite Welt.« — Die Mutter ergriff den Vorschlag mit Freuden, der Vater billigte ihn mit Seufzen. — Aber wohin? was soll aus ihm werden? — Soldat, schlug der Greis vor. Ja, ja, Soldat rief die Stiefmutter fröhlich. Soldat? wiederholte Hans Wolf, und seine Augen wurden feucht.

»Laßt euch das Wort nicht schrecken. Ihr wißt, ich war einst Feldprediger. Ein Hauptmann, der jetzt Oberster ist, war mein vertrauter Freund, und ist es noch. Euer Sohn kann lesen, schreiben, rechnen, hat auch sonst noch manches bei mir gelernt. Ich werde ihn empfehlen, als wäre er mein eigener Sohn, und für das übrige laßt Gott sorgen.« — Des Vaters Antlitz erheiterte sich, Frau Barbara wurde sehr freundlich und gesprächig. — »Aber, Frau Nachbarin, fügte der Greis hinzu, »daß Sie mir ihn nicht wie einen Bettler in die Welt schickt! Er muß reichlich ausgestattet werden. Gedenke Sie Ihrer gethanen Zusage am Verlobungstage, als sie in meine Hand versprach, die wackere Mutter, die da drüben schlummert, dem Kinde zu ersetzen.« — Frau Barbara erröthete. »Es hat ihm nie etwas gemangelt,« fuhr sie beißend heraus, »jetzt aber sind die Zeiten schwer;« und nun wollte sie eben der Junge den gewöhnlichen

Lauf lassen, als ein Blick auf ihren Mann sie plötzlich zum Schweigen brachte. Denn in diesem hatte die feierliche Erwähnung seiner da drüben schlummernden Therese eine ungewohnte Bewegung hervorgebracht; ein längst erloschen geglaubtes Feuer glühte in seinem Auge, die blasse Wange wurde hochroth, und er sprach mit heftiger Rührung: »doch! doch, Barbara! es hat ihm wohl zuweilen gemangelt. Um des Friedens willen hab' ich oft geschwiegen, seine gute Mutter möge es mir verzeihen. Diesmal aber werde ich nicht schweigen, und die Zeiten mögen sein wie sie wollen, an meinem Paul soll geschehen, was wir vermögen, darauf verläßt sich der Herr Pfarrer.«

Gern hörte der Jüngling, was man über ihn beschlossen hatte. Hinaus in die Welt! der Gedanke verdrängte plötzlich alle trüben Bilder. Je weniger er wußte, wie es draußen in der Welt aussähe, desto lachender waren die Gemälde, welche eine jugendliche, erhitzte Einbildungskraft ihm vorgaukelte; er konnte den Tag kaum erwarten, an dem er zum ersten Mal von seinem Dörfchen scheiden sollte. Alle waren zufrieden, nur die kleine Babet härmte sich. Das Wort hinaus schien ihr fürchterlich. In die Welt? Das konnte sie nicht begreifen, denn ihr Dörfchen war ja die Welt. Es kam ihr vor, als wolle man den geliebten Bruder aus der Welt stoßen, und seine Lustigkeit jammerte sie. Je näher die Stunde der Trennung rückte, je höher stieg ihre Angst, und oft schlich sie in den Holzstall, um der Mutter ihre Thränen zu verbergen.

Der letzte Tag war endlich angebrochen. Am andern Morgen in der Frühe, wenn noch alles im Hause schliefe, sollte Paul sich auf den Weg machen. Mit verweinten Augen schlich er Abends aus der Pfarrwohnung, und trat in seiner Eltern Stube, um des Vaters Segen und der Mutter kühlen Abschiedskuß zu holen. Bei seinem Anblick lief Babet laut weinend hinaus, und ließ sich nicht wieder sehen.

Hans Wolf nahm den Sohn allein in seine Kammer. Er hatte sich vorgenommen, ihm noch manche väterliche Lehre an's Herz zu legen; als nun aber der Jüngling mit gefalteten Händen bleich vor ihm stand, da konnte er ihn nur schluchzend in seine Arme drücken, und wieder drücken, und die zitternde Hand mußte den Segen andeuten, den die Lippen nicht auszusprechen vermochten. Ein Beutelchen mit Gold, von dem die Stiefmutter nichts wußte, schob er ihm in die Tasche, und winkte ihm dann, sich zu entfernen.

Der zerknirschte Sohn stürzte heulend aus des Vaters Kammer, und in diesem Augenblick war es ihm eine Wohlthat, daß Frau Barbara mit verbissenem Hohn ihm entgegenrief: »Pfui! wer wird sich so ungeberdig anstellen!« — Das häßliche Wort gab ihm einige Fassung wieder. Er nahm höflichen Abschied von ihr, und ging dann, Babet aufzusuchen; aber die war nirgends zu finden. Sie muß doch bald zu Bette gehen, meinte er, und schlich auf seine Kammer, die nur durch eine Breterwand von Babet's

Kammer getrennt war. Schlafen konnte er nicht. Er packte seinen Mantelsack, und wunderte sich im Stillen, wo Babet so lange verweile? — Plötzlich kam es ihm vor, als höre er sie neben an leise schluchzen. Er rief — keine Antwort. Er ging hinaus an ihre Thüre — sie war verschlossen. Er horchte wieder, und vernahm deutlich jenen Schmerzenston, den ein unterdrücktes Schluchzen hervorbringt. »Bist du es, liebe Babet?» — Keine Antwort. — »Willst du denn gar nicht Abschied von mir nehmen?» — Jetzt hörte er sie heftig weinen. — »Liebe Schwester! was hab' ich dir gethan, daß du nicht noch einmal mich sehen willst?» — Alles vergebens. Sie erwiederte kein Wort. Das arme Kind konnte auch nicht sprechen. »Nun so segne dich Gott!» rief endlich Paul, »vergiß mein nicht! und füttre meinen alten Hund, sonst lassen sie ihn hier verhungern.»

Er ging noch lange hin und her, packte, schnürte, und wurde endlich so müde dabei, daß er um Mitternacht sich angekleidet auf's Bett warf, und einige Stunden süß schlummerte. In Babet's Kammer war es nach und nach still geworden, es schien, der Schlaf habe ihren Schmerz endlich wider Willen übermannt. Mit dem ersten Hahnengeschrei erwachte Paul, weil ihm deuchte, er habe das Knarren einer Thüre gehört. Doch alles war still. Er sprang auf, und trat an's Fenster. Die Sterne fingen an zu erblassen, ein rother Streif verkündigte den Tag. Der Kirchhof gegen über lag noch im dunklen Schatten, der

Wächter in der Ferne rief die dritte Stunde. Um vier Uhr wußte Paul, stand sein Vater auf. Er eilte, fortzukommen, um sich und dem Alten die wiederholte Trennung zu ersparen. Leise öffnete er seine Kammer, leise und wehmüthig flüsterte er Babet ein Lebewohl zu. Mit den Stiefeln unter dem Arme schlich er die Treppe hinab, und zog sie erst auf der Straße an. Dann warf er den Mantelsack über die Schulter, sah noch einmal mit nassem Blick auf sein väterliches Haus, auf seiner Mutter dunkles Grab, und verließ mit hastigen Schritten das Dorf.

Es war ein kühler Morgen, und ein starker Thau gefallen, ihn fror ein wenig; er schauderte, und verdoppelte die Schritte, um sich zu erwärmen. Als er aber um eine Hecke bog, da wurde er plötzlich aufgehalten, denn im nassen Grase, fast unbekleidet, saß Babet und wimmerte.

»Meine Schwester!« rief Paul heftig bewegt, ließ Stab und Mantelsack fallen, warf sich neben sie, und drückte sie schluchzend an sein Herz. Es währte lange, ehe Babet reden konnte, und was sie sprach, waren doch nur abgebrochene Worte. Sie hatte nicht daheim von ihm Abschied nehmen wollen, aus Furcht, die Mutter möchte es hören. Aber noch einmal sehen mußte sie ihn, und ihm sagen, daß sie seinen Hund füttern wolle, und ihm ein Kreuz von Bernstein geben, das sie auf ihrer Brust trug, und ihn bitten, es auf der seinigen zu tragen, weil es gegen Flüsse helfe. Das alles mußte er halb errathen; denn ihre Thränen erstickten die Worte. Er weinte herzlich mit ihr, und gab ihr eines

von seinen Goldstücken. »Ich habe nichts anderes,« sagte er, »gedenke meiner dabei!« Dann riß er sich los. Sie machte keine Bewegung, ihn zu halten, sie wimmerte still; er ging hastig fort und hörte sie bald nicht mehr; dennoch war ihm den ganzen Tag, als ob er sie noch immer hörte.

Aber die neuen Gegenstände, die ihn überall umgaben, drängten bald die Erinnerung an sein Dörfchen in einen Hintergrund zurück, der nur selten von der Sehnsucht wieder vorgeschoben wurde. Ihm hatten dort keine Rosen geblüht, er fühlte sich in kräftiger Jugend behaglich frei, und dies Gefühl überwältigte das Heimweh. Nur Einmal, am ersten Sonntage, den er auf der Wanderschaft zubrachte wollte es ihn übermannen. Es war ein stiller Morgen, die Glocken in den benachbarten Dörfern läuteten zur Kirche, die bekannten Töne weckten verwandte Bilder; er sah den Vater mit glatt gekämmtem Haupt; im saubern Tuchrocke, das Gebetbuch in der linken, eine Nelke in der rechten Hand; er sah den alten Pfarrer, ehrfurchtsvoll begrüßt, durch die Gemeine schreiten; er sah auch Babet in der Sonntagsmütze mit dem rosenrothen Bande; ihm wurde das Herz so schwer! Mit verdoppelten Schritten eilte er dem nächsten Dorfe zu, mischte sich unter die Bauern, die eben zur Kirche wallten, und hörte mit Andacht eine Messe. Doch mehr als diese beruhigte sein bewegtes Gemüth das Kirchengebet für den Landesherrn, der auch der Seinige war. Er hatte sich schon so weit von der Heimath entfernt gedacht, der Name des Fürsten rückte ihn schnell wieder näher; auch in seinem

Dörfchen wurde jetzt für ihn gebetet, und es kam ihm vor, als ob zwei Orte, von eines Fürsten Scepter berührt, nicht weit auseinander liegen könnten. — Aber ein ängstliches Gefühl erweckte in ihm der Anblick von dem Grenz-Pfahl seines Vaterlandes, den er nun erreichte. Er setzte sich ihm gegenüber in's Gras, betrachtete mit feuchten Augen das Wapen seines Fürsten, und des fremden Königs Wapen, dem er dienen sollte. Nur noch wenige Meilen hatte er zu wandern, und doch war ihm jetzt erst zu Muthe, als ob er eine lange Reise antreten sollte. Mit zögernden Schritten verließ er den Platz, noch immer um sich schauend, als schon längst ein Hügel den Grenz-Pfahl ihm versteckte. Nun erst kam er sich verlassen vor, und eilte, das Ziel der Wanderschaft zu erreichen.

Am andern Abend erblickte er endlich die Thürme der Stadt, in welcher das Regiment des Oberst von **berg in Garnison lag. Sofort machte er Halt, wusch sich am vorüberfließenden Bache, zog seine besten Kleider an, suchte den Brief des Pfarrers hervor, warf sich endlich auf die Knie und betete mit Inbrunst um den Segen Gottes. Er richtete dabei die Augen nach der Gegend seiner Heimath, und hatte nicht vernommen, daß ein halber Wagen im tiefen Sande sich leise näherte. Ein alter Offizier saß darin. Der schöne betende Jüngling fiel ihm auf, er ließ halten, und da Paul sich eben erhob, rief er ihn zu sich, um seine Neugier zu befriedigen.

Mit freimüthiger Bescheidenheit beantwortete Paul

seine Fragen, und siehe da, es war der Oberst selbst, der seines alten Freundes Empfehlungsschreiben mit Herzlichkeit aufnahm, auch schon durch die Gestalt des Jünglings, und durch dessen Frömmigkeit und Geradsinn gewonnen war. Er verschob die weitere Spazirfahrt, und kehrte sogleich wieder um. Paul mußte sich zu dem Bedienten hinten auf dem Wagen setzen, und fuhr mit klopfendem Herzen durch das finstere Thor der Festung. Aber in des Obersten Hause wuchs ihm bald der Muth, denn der wackere alte Kriegsmann nahm ihn freundlich auf, gab ihm den bravsten Unteroffizier seines Regiments zum Gefährten, und Paul lernte den kleinen Dienst ohne Plackerei.

Mehr noch, als des Pfarrers Brief empfahl ihn sein sittliches Betragen, und der genossene Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen. Der Oberst beobachtete ihn im Stillen, und fand ihn seines Vertrauens werth, und als bald hernach ein sehr blutiger Krieg ausbrach, machte Paul schon als Gefreiter diesen Feldzug mit, aus dem er einige Narben und seines Obersten befestigte Gunst davon trug. Ein harter Winter trennte die mordlustigen Kämpfer. Der Ueberrest von Paul's Regiment zog sich zurück in das Innere des Landes, um seinen erlittenen Verlust zu ersetzen.

Auf diesem Marsche nach den angewiesenen Quartieren, geschah es eines Tages, daß Paul auf einem Fußpfad in dichtes Gebüsch sich verlor. Plötzlich sah er einen vollen Beutel vor sich liegen. Er hob ihn auf, es war Gold darin. Er zählte seinen Schatz von vierhundert baren Thalern. Im

ersten Augenblicke freute er sich des Fundes, im zweiten gedachte er der Angst des Verlierers. Er beschloß zu schweigen, weil er voraus sah, daß seine lustigen Kameraden, wo nicht Anspruch auf die Beute, doch auf seine Gastfreiheit machen, und ihn zwingen würden, fremdes Eigenthum zu verschwenden. Nur seinem Obersten allein wollte er den Zufall entdecken, durch dessen Hilfe in allen Zeitungen ihn verkünden, und — wenn vielleicht nach Jahr und Tag sich Niemand melden sollte — dann — ja dann! entzückender Gedanke! dann wollte er seiner Babet den unberührten Beutel zur Aussteuer senden, weil die Mutter, nur dem Söhnlein hold, vermuthlich karg gegen die arme Tochter sein würde.

Das Nachtquartier wurde in einem Dorfe genommen. Etwa zwanzig Mann, unter ihnen Paul, füllten das Wirthshaus, machten viel Lärm, und verzehrten wenig, da schon seit einigen Monden der Sold rückständig geblieben war. Auch Paul, der dem Lazareth nur kürzlich entronnen, bedurfte einer Erquickung, aber sein eigener Beutel war erschöpft, und den fremden wagte er nicht anzurühren. Er setzte sich in die Wirthsstube zu den übrigen, welchen der patriotische Wirth ein Faß Bier Preis gegeben hatte. Man trank, man jubelte, und keiner wurde es gewahr, als ein rechtlicher alter Mann hereintrat, der, ohne etwas zu begehren, sich still in einen Winkel setzte. Nur Paul, der an dem wilden Gelag nicht mehr Theil nahm, als nöthig war, um kein Sonderling gescholten zu werden, nur Paul be-

merkte den Alten, der sich von Zeit zu Zeit verstohlne Thränen aus den grauen Wimpern drückte. Das blasse, ehrwürdige Gesicht, von tiefem Gram gefurcht, rührte den Jüngling. Er setzte sich zu dem fremden Manne, und fragte bescheiden: »Was fehlt Euch, guter Alter?«

Der Mann schien nur auf ein kleines Zeichen fremden Wohlwollens gewartet zu haben, um seinen Klagen Luft zu machen. »Ich bin ein armer Dorfprediger,« sagte er, »meine Wohnung ist drei Meilen von hier.«

Als Paul das Wort Prediger vernahm, entblößte er schnell sein Haupt, und ehrte in dem Fremden seinen alten Lehrer. Der Trauernde fuhr fort:

»Ich habe einen einzigen Sohn, die Hoffnung meines Alters. Er brauchte noch Jahr und Tag, um seine Studien zu vollenden, und dann vielleicht im Amte mir beigesellt zu werden. Diese trostreiche Aussicht erleichterte mir schon längst Arbeit und Armuth. Durch kleine und große Opfer, entsagend allen Bequemlichkeiten des Lebens, hatte ich nun die letzte Summe zusammen gespart, die mein Wilhelm bedurfte, um seine Laufbahn zu vollenden. Es waren vierhundert Thaler. Ich ritt in die Stadt, um einen Wechsel zu kaufen, den ich ihm senden wollte. Auf dem Wege im Gebüsch wurde mein Pferd scheu. Ich hatte es von einem Bauer gemiethet, denn mein eigenes Reitpferd mußte ich verkaufen, um die Summe voll zu machen. Ein Mann von siebzig Jahren auf einem fremden Gaule ist ein unbeholfener Reiter. Ich wurde abgeworfen, und da muß ich wohl

den Beutel verloren haben, den ich hier auf der Brust, in der Tasche meines Oberrockes, verwahrte. In der ersten Bestürzung, und in der Angst um das Pferd, das eine gute Strecke fort lief, ehe es stand, gedachte ich meines kleinen Schatzes nicht. Erst nahe vor den Thoren der Stadt griff ich darnach, und mein Schrecken — nun den könnt ihr Euch wohl denken. Ich kehrte flugs wieder um, durchirrte Stunden lang das Gebüsch, aber vergebens! — Gott hat mir eine harte Prüfung auferlegt! ich kann meinem Sohne nicht mehr helfen; er muß zu etwas anderem greifen, und ich dem süßen Traume entsagen. Der Name des Herrn sei gelobt!»

So wie der Greis sprach, verklärte sich Paul's Antlitz. Seine Hand fuhr hastig in den Busen, umklammerte den Beutel, und wollte zuckend wieder heraus, ehe noch der Klagende geendigt hatte. Kaum schwieg dieser seufzend, so fühlte er auch schon in seiner Hand den verlornen Schatz. „Hier ist Ihr Beutel," rief Paul leise, damit die Kameraden es nicht hören sollten, sprang auf und rannte hinaus. Der Prediger saß lange stumm und bleich wie ein Marmorbild, und starrte den Beutel an. Endlich rollte eine Thräne über seinen grauen Bart, seine Lippen bewegten sich — er betete still. Vergebens sah er dann sich nach dem Wohlthäter um, der war und blieb verschwunden, hatte sich auf den Boden verkrochen, und schlief sehr fest auf einem harten Brete. »Mein Segen wird ihn doch erreichen," stammelte der Greis, »und seine edlen Züge vergess' ich nimmer.» Von den trunkenen Soldaten, deren

keiner bemerkt hatte, was vorgegangen war, erfragt' er noch den Namen ihres Gefreiten, erfuhr ihn erst nach manchen Neckereien, sattelte dann in nebliger Dämmerung sein Pferd, und eilte, sein Geschäft zu vollbringen. —

Bald gewährte ein mit Blut erkaufter Friede dem Heere einige Ruhe. Paul bat um Urlaub, um seine Eltern zu besuchen, allein der Oberste, dem er fast unentbehrlich geworden war, versagte ihm denselben; weil des Krieges Ungewitter sich noch nicht ganz verzogen hatte, und jeden Augenblick auf's neue auszubrechen drohte. Doch währte es wohl ein Jahr, ehe Trommel und Trompeten wieder zum blutigem Kampfe riefen. Der Oberst benutzte diese Frist, um die vernachläßigte Wirthschaft seiner Güter zu verbessern; er nahm seinen ehrlichen Paul mit dorthin, und schenkte ihm ein Vertrauen, welches, mit jedem Tage gerechtfertigt, mit jedem Tage wuchs.

Als nun plötzlich die Schwerter auf's neue blinkten, ach! da zog der arme Paul, zwar muthig, aber traurig, zu Felde, denn durch eine seltsame Verkettung der Weltbegebenheiten gehörte jetzt sein eigener angeborner Fürst zu den Feinden, und gegen sein eigenes Vaterland sollte er fechten. Geradeweges dorthin trat die Armee ihren Marsch an, und mit hochklopfendem Herzen sah er die Kirchthurmspitze seines Dörfchens, ohne hinüber eilen zu dürfen, denn sein Regiment zog seitwärts. Indessen tröstete er sich mit der vortrefflichen Mannszucht, die unter den Truppen gehalten wurde. Drückende Lieferungen ausgenommen, hörte man die Landbewohner über keinen Frevel klagen.

Immer vorwärts rückte die Armee, bald kam es zu einem Treffen; das Glück begünstigte die Armee, bei der Paul diente, die feindlichen Truppen mußten schleunig retiriren, und auf diesem Rückzuge wurden die Dörfer geplündert. Jetzt erbat sich Paul von dem Obersten die Gnade, seines Vaters Haus als Sauve-Garde beschützen zu dürfen; die Bitte ward ihm gewährt, und, von zwei andern Kameraden begleitet, flog er seinem Dörfchen zu. Ha! wie wurde ihm, als er es von Ferne in lichten Flammen erblickte! Athemlos rannte er seinen Begleitern vor. Bald erreichte er die wohlbekannte Gegend; über einen Hügel seinen alten Spielplatz, wo jetzt Kanonen standen, stürzte er sich hinab in's Dorf. Weibergeheul, Kindergekreisch, Flammengeprassel, und das Brüllen der Plündernden tönten ihm entgegen aus allen Straßen. Fern von seiner Eltern Hause, aber der Pfarrwohnung nahe, schien die Feuersgefahr am größten, darum eilte er zuerst dorthin. Der alte Pfarrer saß betäubt in seinem brennenden Hause, erkannte den Jüngling nicht, und wollte auch nicht aus seinem grünen Sorgestuhle. Paul erinnerte sich eines Schränkchens, in welchem der Greis seine besten Habseligkeiten zu verwahren pflegte, das erbrach er rasch, bepackte sich schwer mit dem Inhalt, und — als schon die Balken brachen — trug er, sammt seinen Gefährten, den bewußtlosen Greis durch Rauch und Getümmel bis zu seiner Eltern Wohnung.

Jetzt betrat er ihre Schwelle wieder, und — das Blut gerann in seinen Adern, denn ihm zeigte sich ein gräßliches

Schauspiel. Ein schönes Mädchen (es war Babet) rang mit zwei wollustgierigen Bösewichtern; ein Greis (sein Vater) empfing so eben von einem Dritten einen Schlag auf das weiße Haupt, weil er zur Rettung der Unschuld herbeigesprungen war. Der alte schwache Mann stürzte bewußtlos zu Boden, und sah nicht mehr, wie der Arm seines Beleidigers, von dem rasch gezogenen Säbel seines Sohnes verwundet, blutete. Auch Babet, die im benarbten Soldaten den Bruder nicht erkannte, und ihn für einen Spießgesellen ihrer Henker nahm, wähnte sich verloren, sank erschöpft in Ohnmacht, und war nur ein lebloser Zeuge des edlen Muthes, mit dem ihr Paul von seinen Gefährten unterstützt, ein überlegenes Raubgesindel aus der väterlichen Wohnung drängte. Dann stellte er seine Kameraden als Schildwachen vor die verriegelte Thüre, nahm den betrübten Greis in seine Arme, und trug ihn in die wohlbekannte Schlafkammer. Hier kniete die Stiefmutter hinter einem Schranke, und betheuerte kriechend ihre Unschuld gegen den vermeinten Räuber. »Ich habe nichts!« heulte sie, »mein alter, liederlicher Mann hat alles durchgebracht!«

Paul strafte die Lügnerin blos durch einen verächtlichen Blick, und eilte zu der ohnmächtigen Babet, die er — o süße Bürde! — die Treppe hinauf zu demselben Lager trug, wo sie einst, in der Nacht vor seiner Abreise, so wehmüthig um ihn geschluchzt hatte. Trotz ihrer Todtenblässe und der Verwirrung aller seiner Sinne entging es ihm doch nicht, daß aus dem lieblichen Kinde ein schönes blü-

hendes Mädchen geworden war, und als, während er sie trug, ihr langes weiches Haar seine Wange berührte, ihr verschobenes Halstuch ihm des jugendlichen Busens Fülle verrieth, da ergoß sich zum ersten Male ein fremdes Feuer durch seine Adern — er drückte einen heißen Kuß auf die kalten geschlossenen Lippen, legte sie sanft nieder, und sprang dann wieder hinab zu dem Vater, der eben jetzt Spuren des Lebens von sich gab. Der alte Pfarrer saß vor des Pachters Bett, noch immer betäubt und sprachlos. Frau Barbara heulte durch alle Töne. »Geht hinauf zu Eurer Tochter,« rief Paul der letztern zu, »sie bedarf Eurer Hilfe.« Das Weib gehorchte, minder besorgt um die Tochter, als zitternd vor dem feindlichen Soldaten.

Kaum war sie fort, da warf sich Paul am Bette auf die Knie, und benetzte schluchzend die väterliche Hand mit kindlichen Thränen. Hans Wolf schlug die Augen auf, und starrte den jungen Soldaten an, kaum sich besinnend, was mit ihm vorgegangen war. »O Gott!« rief dieser plötzlich aus, »mein Vater! mein Lehrer! kennt ihr mich denn nicht mehr?« —

»Mein Sohn!« stammelte der Alte, wollte sich aufrichten, und sank zurück. »Mein Sohn!« wiederholte der Pfarrer, und taumelte in des Jünglings Arme. — Seliger Augenblick! Worte — Silben — halbe Worte — halbe Silben — nicht Ohren, nur Herzen verständlich, durchkreuzten einander im süßen Gewirr. Fragen ohne Antworten, Antworten ohne Fragen, Gespräche mit Gott, Ge-

gen, Dank, Liebe — alles wechselte unverständlich, und alle verstanden sich dennoch. Kaum aber hatte Paul die erste kindliche Regung befriedigt, da flog er wieder hinauf zu Babet. — Als er die Thüre aufriß, schlug sie die Augen auf. Der erste Gegenstand, den sie erblickte, war jene fürchterliche Uniform, welche auch die Buben trugen, deren Händen sie Paul entrissen hatte. In neuer Gefahr sich wähnend, schrie sie laut auf, und zog schnell ein Goldstück aus dem Busen, das mit einem Henkel an ihrem Halsband befestigt war.

»Erbarmt Euch!« schluchzte sie, »nehmt alles, was ich habe, nur schont meine Unschuld!«

»Babet! Babet!« rief Paul mit frohem Entzücken, »soll ich dies Goldstück dir zum zweiten Male schenken?« — Ha! die Stimme des geliebten Bruders gab ihr augenblicklich die Jugendkräfte wieder; sie klammerte sich um seinen Hals, sie vermochte nicht zu reden, aber unter süßen, süßen Thränen stieg der leise Wunsch zum Himmel: Gott! jetzt laß mich sterben!

Bei der versteinerten Mutter versiegten plötzlich die Zähren, die, gleich dem Blute des heiligen Januarius, nur kunstreich geflossen waren. In ihrem Kopf und Gemüth entstand ein häßliches Getümmel von spitzigen Gedanken und sauren Gefühlen. Der verhaßte Knabe, den sie so oft gemißhandelt, dem sie so oft versichert hatte, er sei und bleibe ein Taugenichts, stand jetzt vor ihr, ein wackerer Mann, ein Retter ihres Hauses. Der eigene, verhätschelte

Sohn war, wenige Tage vorher, als Spion ergriffen und gehangen worden — und dieser mußte leben! ihm mußte sie Dank schuldig werden! — Das war bitter. Allein sie fühlte wohl, daß sie in dieser Lage ihren Groll verschlucken müsse, und nach einiger Erholung, zu welcher das stumme Entzücken der liebenden Geschwister ihr Zeit genug ließ, ergoß sie sich in einem Strome von faden Lobsprüchen, welch ein schöner Mann der Herr Sohn geworden sei, und wie die Uniform ihn so wohl kleide.

Daß er schön sei, trotz einiger Narben, bemerkte freilich auch Babet, aber sie sagte nichts davon. »Deine letzte Bitte, lieber Bruder, hab' ich treulich erfüllt, vielleicht zu treulich, denn dein Hund ist erst kürzlich, mehr am Fette, als vor Alter gestorben.»

Das brennende Dörfchen war nun gelöscht, das plündernde Gesindel entwichen. Paul genoß in den Armen seiner Lieben einige erquickende Stunden. Bald ruhte er am Herzen des Vaters, bald am Busen des Lehrers, aber hie und dort hing sein Auge nur an der schönen Babet, die er träumend und schweigend so lange, so seelenvoll betrachtete, bis sie erröthend die Augen niederschlug, und er sich fragte: warum erröthet sie? — Im süßen Taumel blieb er zum ersten Mal seiner Soldatenpflicht uneingedenk, bis um Mitternacht die wirbelnde Trommel auf der Straße ihn weckte.

Ein Corps frischer Truppen war zum Heere gestoßen, es hatte sich plötzlich gewendet, und rückte dem Feinde ent-

gegen. Paul ergriff sein Gewehr, empfing den Segen der Greise, sagte der zitternden Babet ein hastiges Lebewohl, und verschwand. In verschlossener Kammer saß nun das arme Mädchen weinend, betend. Das Waffengeklirr entfernte sich, die Nacht war gräßlich finster und still, nur ihr Lämpchen brannte versteckt in einer Nische des Ofens. Als der Tag zu grauen begann, donnerten von ferne die Kanonen, Babet's Fenster zitterten, ihr Herz noch mehr. Kaum eine Viertelmeile von dem Dörfchen kam es zu einer blutigen Schlacht. Jeder Schuß traf Babet's Brust, und als, nach einer qualvollen Stunde, Wagen voll winselnder Verwundeter langsam durch das Dorf gezogen wurden, da erreichte ihre Angst das höchste Maß. Der Anblick zerriß ihr Herz, und doch konnte sie das Auge nicht abwenden, denn wie, wenn Paul darunter sich befände? wenn sie ihn, gleich den Uebrigen, in ein dumpfes Lazareth schleppen ließe? — Darum sah sie starr, obschon fast ohnmächtig, jeden Sterbenden in's Antlitz und spähte in jedem zerhauenen Gesicht nach Paul's Zügen. Sie fand ihn nicht — sie hoffte.

Der Feind wurde geschlagen, verfolgt. Das öde Schlachtfeld ertönte nur noch von den Aechzen der Verwundeten; ein Bauer, der sich hinaus gewagt hatte, brachte die Botschaft: es liege mit Todten bedeckt. Paul unter ihnen! war nun plötzlich der marternde Gedanke, der das liebende Mädchen wie ein Gespenst herumtrieb. Wankend zwischen jungfräulicher Furcht und furchtloser Angst bat

sie den alten Pfarrer um Gotteswillen, sie hinaus zu begleiten, denn sie müsse daheim verzweifeln. Der edle Greis erfüllte gern ihren Wunsch. Den Zögling hoffte er zwar nicht dort zu finden, allein er konnte ja vielleicht Sterbende trösten, und dieser Gedanke flößte auch ihm Verachtung der Gefahr ein.

Babet belud sich mit allem, was Verwundete erquicken konnte, und keuchte an des Pfarrers Hand hinaus. — Welch ein Schauspiel für ein zartfühlendes, weibliches Geschöpf! Bei jedem Schritte war ihr zu Muthe, als werde sie jetzt mitten unter die Leichen sinken. Aber dann stand Paul wieder blutend vor ihr, und sie raffte sich männlich auf.

Siehe, dort stöhnte, mit Blut bedeckt, an einen Busch geworfen, ein Soldat, dessen Kopf verwundet, dessen linker Arm zerschmettert war. Aber mit der rechten Hand umklammerte er krampfhaft etwas Glänzendes, das an einer schwarzen Schnur von seinem Halse herab hing. Babet's erster Blick fiel auf sein Gesicht, sie erkannte es nicht; der zweite auf das Glänzende in seiner Hand, es war ihr Kreuz von Bernstein. Sie sank in die Knie — es flirrte ihr vor den Augen — sie sah nichts mehr — sie hörte nur eine innere Stimme, die aus der tiefsten Brust ihr zurief: jetzt darfst du noch nicht sterben! — Unermeßlich ist eines liebenden Weibes Kraft! — Babet, mit des Pfarrers Hilfe lud den schwer Verwundeten auf ihre Schultern, und, selbst halb todt, taumelte sie mit ihm auf der Schwelle

ihres Hauses nieder. Mitleidige Bauern trugen jetzt Beide hinein, wo der plötzliche Anblick dieses Jammers bald nachher des kranken Vaters schwachen Lebensfunken vollends erdrückte.

Die Mutter konnte nur heulen, der Pfarrer nur beten. Babet allein, obschon von einem heftigen Fieber erschüttert, Babet allein bezwang den zarten, widerstrebenden Körper durch der Liebe göttliche Kraft. Sie wich keinen Augenblick von dem Lager des Verwundeten, lernte seinen Arm in Schienen legen, sein Haupt verbinden, führte wenn er schlummerte, Krieg mit jeder Mücke, bereitete ihm gesunde Speisen, und erquickte ihn zweifach durch ihre zärtliche Sorgfalt.

Jetzt zum ersten Mal, als es mit ihm sich besserte, und er einst mit halb geschlossenen Augen durch den Vorhang lauschend, das holde Mädchen beobachtete, das still ihm gegenüber saß, und fast den Athem an sich hielt, weil es meinte, er schliefe — jetzt zum ersten Mal erleuchtete ihn plötzlich der Gedanke: wie, wenn Babet deine Frau werden könnte? — Gleich wie bei dem Mondbewohner, der keine Atmosphäre und folglich keine Dämmerung kennt, wurde die Nacht seiner Seele ohne Uebergang zum hellen Tage. Er schlug die Wimper auf, aber es waren nicht mehr dieselben Augen, andere Blicke schossen hervor, und ein Feuer, welches die unerfahrne Babet der rückkehrenden Gesundheit zuschrieb, war bloße Wirkung der einkehrenden Liebe. Freilich murrte sein Gewissen gleich: sie ist deine Schwe-

ster; allein behende war des Herzens Antwort: Stiefschwester nur. — Eine quälendere Sorge gab ihm die Betrachtung: daß er ein halber Krüppel geworden; daß sein väterliches Erbe durch den Krieg verschlungen, und er nicht im Stande sei, durch eigenen Fleiß eine Familie zu ernähren. Darum sank er in Schwermuth; darum wagte er es nicht, der bittenden Schwester seinen Kummer zu vertrauen — ach! jede Hoffnung schien ihm eitel.

Indessen hatten die Truppen, unter welchen er gefochten, durch einen glorreichen Feldzug Frieden errungen. Die Regimenter waren auf dem Rückmarsch, viele zogen durch das Dorf, und Paul hörte mit Herzklopfen die Trommel, der er nicht mehr folgen konnte. Aber eines Tages öffnete sich plötzlich die Thüre, und sein Oberst trat herein. Der wackere Mann hatte den ehrlichen Paul nicht vergessen, hatte Erkundigung eingezogen, kam jetzt, ihn zu trösten, und ihm den ehrenvollen Abschied, sammt einer einträglichen Mühle, auf seinen Gütern, anzubieten. Paul wußte nicht, wie ihn geschah. Er wollte viel reden, heiß danken, die Hand des Wohlthäters küssen, allein der Oberst verschwand schnell wieder, indem er nur noch durch die offene Thüre ihm zurief: »Macht Euch bei Leibe nicht früher auf den Weg, bis ihr gänzlich hergestellt seid; die Mühle bleibt Euch gewiß.»

Paul stand lange unbeweglich, mit gefalteten Händen, und sah den edlen Mann noch immer in der Thüre, nachdem er schon längst sich auf sein Roß geschwungen hatte.

Endlich weckte ihn aus der süßen Betäubung ein leises Schluchzen; es war Babet, die stille Thränen der Freude und des Kummers weinte; der Freude — denn der geliebte Bruder war versorgt; des Kummers — denn sie mußte sich von ihm trennen. Gerührt wandte Paul sich zu ihr, reichte ihr die Hand, und sprach: »Willst du mit mir ziehen?«

»Ja, von Herzen gern,« lispelte Babet, »wenn die Mutter es erlaubt.«

»Willst du aber auch mein Weib werden?« — Sie fuhr mit einem lauten Schrei in die Höhe, sah ihn starr an, glühte und fror, zitterte und lächelte. »Paul!« stammelte sie endlich, »Paul! ich dürfte das?«

»Warum nicht?« sagte er freundlich überredend, Sünde kann es doch nicht sein.« — Ihr mangelte der Athem. Nur ein Seufzer — »Gott! ach Gott!« preßte sich aus ihrer schwellenden Brust hervor.

Noch hatte Paul die Krankenstube nicht verlassen, aber jetzt fühlte er sich ganz genesen, griff rasch nach seinem Hute, und ging zum alten Pfarrer, dem er sein Glück und seine Wünsche an das väterliche Herz legte. Der Greis stutzte, wandte sich ohne Antwort von ihm, und schritt in tiefen Gedanken im Zimmer auf und nieder, während Paul in Todesangst seinen Hut zerknüllte. »Es ist keine Sünde,« sprach endlich der Alte, und die Zentnerlast fiel von des Jünglings Herzen, »es ist keine Sünde, doch wider die Kirchenordnung. In unserm Lande darf kein Geistlicher euch zusammen geben, und ich weiß nicht, ob unsere Nach-

barn weniger streng sind. Alles, mein guter Sohn, was für dich zu thun in meiner Macht steht, ist ein Zeugniß, daß ihr Stiefgeschwister weder Einen Vater noch Eine Mutter hattet, und daß ihr sonst in keiner fremden Verbindung steht. Willst du, mit einem solchen Zeugniß versehen, deines Wunsches Erfüllung suchen, so ziehe hin, von mir gesegnet. Etwaige Gewissenszweifel von Babet's Mutter will ich lösen.»

Von Hoffnungen trunken, die ja immer dem Liebenden Gewißheit scheinen, taumelte der Jüngling wieder heim, und Babet, die ihm sonst so unbefangen in die Arme flog, ließ sich diesmal suchen, und schmiegte, gefunden, sich schüchtern an seinen Busen. Die Mutter kargte nicht mit ihrer Einwilligung, denn, selbst noch voll Ansprüche auf Schönheit und Lebensgenuß, entfernte sie die schöne erwachsene Tochter gern, zumal da der künftige Eidam ihr alle Rechte auf das verwüstete väterliche Erbe abtrat.

So zog das junge Paar, von der Mutter kalt, vom Pfarrer heiß gesegnet, mit dem versprochenen Zeugniß in die Welt, und so oft es von ferne eine Kirchthurmspitze erblickte, seufzte Paul laut, Babet leise: möchte sie uns zur Trauung winken! — Aber sie zogen lange hin und her, hatten längst schon die Grenzen ihres Vaterlandes überschritten, und fanden noch immer keinen Geistlichen, der es wagen wollte, die Geschwister zu süßerem Namen zu berechtigen. Der Eine traute ihrem Vorgeben nicht; der Andere schützte seine Kirchenordnung vor; der Dritte empfing

sie freundlich und wies sie mürrisch ab, weil sie ihre Armuth bekannten. Schon neigte sich ihr karger Zehrpfennig zum Ende; schon konnten sie berechnen, daß in wenig Tagen der Bettelstab ihre letzte Zuflucht sein werde. Babet weinte und zagte, Paul ging düster schweigend vor sich hin. Da kamen sie eines Morgens in ein Dorf, wo alle Bauern, festlich geschmückt, nach der Kirche wallten, obschon es kein Feiertag war. Paul fragte, und wurde berichtet: »der einzige Sohn des alten Pfarrers sei zum Adjunctus ernannt, und feiere heute seine Hochzeit mit einem schönen, lieben Mädchen aus der Stadt. Sein Vater, der auch ein Vater der ganzen Gemeine sei, werde ihn selbst zum Amte weihen, und dann den Segen über die Verlobten sprechen. Da habe nun Alt und Jung sich aufgemacht in Feierkleidern, um Zeuge des rührenden Schauspiels zu sein.»

»Laß uns schnell in die Pfarrwohnung eilen,» flüsterte Paul der Geliebten zu, »Glückliche sind leichter zu erbitten.» Und schon zog er mit sanfter Gewalt die Zagende nach sich.

Horch! die Glocken läuteten vom Thurme zum ersten Mal. Im Pfarrhof wimmelte es fröhlich auf und ab. Paul ließ den Pfarrer heraus bitten, und trug ihm sein Anliegen vor; allein der Alte schien kaum zu hören, was er sprach, sondern sah ihm mit gespannter Neubegier in's Gesicht. Endlich unterbrach er ihn mit dem Ausruf: »Seid Ihr nicht Paul Wolf?» — Ja, stammelte der Jüngling verwundert. Da schlug der Pfarrer die Hände zusammen, riß die Thüre seines Zimmers auf, und schrie hinein, indem er den Fremd-

ling nach sich zog: »Wilhelm! Wilhelm! sieh hier deinen Wohlthäter! sieh hier den ehrlichen Mann, ohne den wir heute nicht so glücklich wären!«

Paul wähnte zu träumen, oder man spotte seiner; denn die Geschichte mit dem verlornen Beutel hatte er längst vergessen. Als er endlich begriff — als man von allen Seiten mit Dank und Lobe ihn bestürmte — und als der Pfarrer sich glücklich pries, durch Erfüllung seines Wunsches ihm vergelten zu können — da hob er stumm Augen und Hände gegen Himmel, und der Alte gab seinen Blicken Worte, sprechend: »Ja, mein Freund, eine gute That bleibt nie unbelohnt.«

Horch! die Glocken läuteten zum zweiten Male. Die geschmückte Braut führte die ungeschmückte in ein Seitenzimmer, und ehe noch die Glocken zum dritten Male läuteten, trat Babet, in einem einfachen Gewande, am schönsten durch reine Jungfräulichkeit geziert, an der Hand ihrer neuen Schwester wieder hervor, die ihre Mirten-Krone mit der Fremden getheilt hatte. Paul taumelte auf sie zu — ihm verging die Welt — er lachte und weinte, und wußte nichts davon, daß man sein Reisebündel geöffnet, die zerschossene Uniform ihm angezogen hatte. Er träumte noch, als schon der Zug, unter feierlichem Gesang, der Kirche nahte, und nur erst, als der Pfarrer am Altare, mit lauter Stimme, den Segen sprach, jauchzte sein Herz: Babet ist dein!

Eine ganze Woche lang theilte und mehrte das junge

Paar die Freuden der gastlichen Pfarrwohnung. Dann zog es gesegnet, mit einem reichen, aufgedrungenen Zehrpfennig, dahin, wo, im Schutz eines edlen Mannes, Liebe, Fleiß und Redlichkeit ihm ein stilles Glück gewährten.

Das arme Gretchen.

In einer kleinen Landstadt wurde ein ehrlicher Strumpfweber zu Grabe getragen, der eine einzige Tochter hinterließ. Gretchen war ein Mädchen von neunzehn Jahren, flüchtig, flink, wunderschön. Auf ihren Fleiß that sie sich wohl ein wenig zu gute, von ihrer Schönheit wußte sie nichts. Aber ein junger Barbiergesell wußte recht viel davon, und mehr als ihm lieb war; denn seitdem überfiel ihn bisweilen ein Zittern, das den bärtigen Wangen seiner Kunden manchen Blutstropfen kostete. Schon vor drei Jahren hatte er die Wunde auf einem Vogelschießen davon getragen, wo Gretchen mit ihrer damals noch lebenden Mutter zum ersten Mal erschien. Georg, so hieß der junge Mensch, ging dort überall ihr nach, oder zur Seite — doch immer zwanzig Schritt entfernt — und vergaß die Späße des Hanswursts, die kurz zuvor ihn noch belustigt hatten. Auf dem Heimwege fing es an zu regnen. Gretchen trug einen niedlichen neuen Strohhut, den sie abnahm, in ihr Schnupftuch band, und das schöne blonde Haar dem Re-

gen Preis gab. Da faßte sich der junge Gesell ein Herz, aber ein hochklopfendes, trat hervor und bot sein seidenes Halstuch an (weiter hatte er nichts), um das gelockte Engelsköpfchen damit zu umwickeln. — »Bemüh' Er sich nicht, Musje,« sagte die Mutter, indem sie ihr Unterkinn noch mehr herausdrückte. Der kühne Georg, durch einen freundlichen Seitenblick des Mädchens ermuntert, wagte eine medicinische Bemerkung: die Jungfer Nachbarin werde sich das Haupt verkälten. Er legte dabei die Hand auf die Brust, als wollte er sagen: ich meine es ja recht gut. Allein die strenge Mutter lächelte süßsauer, meinte, von der Nachbarschaft sei ihr nichts bewußt, und ersuchte ihn ganz trocken, seiner Wege zu gehen.

Der arme Bursche ging, aber nicht seiner Wege, sondern in einen Busch, der im ganzen Städtchen der Philosophengang hieß, ohne daß die Tradition anzugeben wußte, von welchem Philosophen er den Namen erhalten; denn jetzt gab es, seit Menschengedenken, kein solches Wunderthier in dieser Gegend. Die muntere Jugend pflegte im Herbst Schlingen für Krammsvögel darin zu stellen, das hatte auch Georg sonst wohl gethan, jetzt kam es ihm aber vor, als sei er selbst ein gefangenes Vögelchen. Daß Gretchens grausame Mutter seine Nachbarschaft nicht anerkennen wollte, da er doch kaum drei Straßen von ihr wohnte, das schmerzte ihn tief. Auch die Weigerung, sein nagelneues Halstuch anzunehmen, schien ihm weder christlich, noch höflich; allein zu seinem Troste hatte er deutlich

wahrgenommen, daß Gretchen feuerroth dabei geworden war, und ihm mit schüchternen Blicken der Mutter Härte gleichsam abgebeten hatte. Auf diese Bemerkung gestützt, fing er an, im Philosophengange zu philosophiren: »ich bin freilich ein armer Teufel, aber doch ein guter Barbiergesell; in vier Jahren kann ich Meister werden, ein Meister kann heirathen; folglich wird Gretchen meine Frau sein; foglich begreife ich ganz und gar nicht, warum sie mein Halstuch nicht um den Kopf binden sollte?» — Diese bündige Schlußfolge nahm er sich vor, bei erster Gelegenheit der Mutter selbst vorzutragen, damit sie nur sähe, daß er ein ehrlicher Bursche mit ehrlichen Absichten sei. Indessen barbirte er die ganze Stadt mit großem Eifer nach wie vor; nur liefen dann und wann einige Klagen bei seinem Meister ein, daß er bald den Hern Konrektor in die Nase geschnitten, bald sogar den Herrn Bürgermeister hatte sitzen lassen, da eben auf dem Rathhause ein wichtiger Prozeß, wegen zehn gestohlener Eier, anhängig war, und mehr als zwanzig Zeugen abgehört werden sollten. Leider konnte Georg diesen schweren Klagegrund nicht abläugnen. Der Herr Bürgermeister war, eben so wenig als er selbst, Gretchens Nachbar; da er nun am liebsten und längsten in der Straße sich aufhielt, wo Gretchen wohnte, weil er sie doch bisweilen am Fenster erblickte, so konnte er ja unmöglich die übrigen drei Straßen, aus welchen das Städtchen bestand, eben so oft und rasch durchwandern.

Indessen gingen des Meisters Vorwürfe dem wackern

Gesellen zu Herzen. Er überlegte im Philosophengange, daß und wie es anders werden müsse, barbirte am nächsten Sonntage alle seine Kunden über Hals und Kopf, eilte nach Hause, zog sich sauber an, band das verschmähte Halstuch um, und ging gerades Weges zu der Mutter, bei der er seine Worte, Wünsche, Hoffnungen stotternd auskramte. — »Vier Jahre?« sagte die Mutter spöttisch, »in vier Jahren kann noch viel Wasser vom Berge laufen. Ist mein Gretchen dann noch unversagt, so frage Er wieder nach. Doch bis dahin untersteh' Er sich nicht, mit ihr zu äugeln, sonst sage ich es dem Vater, und der spaßt nicht. Ueberhaupt, mein lieber Musje Georg, würde Er besser thun, die verliebten Grillen sich aus dem Sinne zu schlagen; Sein Handwerk hat keinen goldenen Boden. Da seh' Er die Perückenmacher an, die müssen jetzt alle verhungern, weil sich Niemand mehr frisiren läßt. Wie leicht kann es geschehen, daß die langen Bärte wieder Mode werden, so muß Er betteln gehen. Ja, vormals, als die Menschen noch vernünftig alle Monat Einmal zur Ader ließen, da war mit dem Blute viel zu verdienen; aber das ist auch vorbei. Strumpfweber hingegen finden immer Brot, denn die bloßen Füße frieren. Folglich leb Er wohl, und laß Er mein Mädchen in Ruhe.«

Todtenbleich kam der arme Georg nach Hause, konnte weder essen noch trinken, schlich in den Philosophengang, und raisonnirte über sein Schicksal: »die Frau Nachbarin hat Recht. Ich treibe ein elendes Handwerk; mit Plackerei und wenig Geld. Aber ich bin noch jung, kann Alles lernen,

kann noch Doktor werden, und das will ich auch. Dann wollen wir doch sehen, ob man den Herrn Doktor auch so schnöde abweisen wird?" —

Mit festen Schritten verließ er den Busch, ging ohne Säumen zu dem einzigen Arzt des Städtchens (auch sein Kunde) und trug ihm sein Anliegen vor, die Wundarzneikunst zu erlernen. Der alte Mann, dem der muntere, offene Bursche immer wohlgefallen, lächelte, lobte sein Vorhaben, und bot ihm seine ganze Bibliothek, die aus siebenundfünfzig Bänden und zwei Journalen bestand, zum Durchlesen an. Jetzt öffnete sich dem Jüngling eine neue Welt. Mit der Kraft der Liebe ausgerüstet, die bekanntlich, durch des Herzens wundervolle Mechanik, die schwersten Lasten hebt, fing er an, die Anatomie emsig zu studiren, las und lernte Tag und Nacht, und verwandte jeden Sparpfennig an ein gutes Buch. Des Arztes Bücherschatz und sein Beutel waren früher erschöpft, als seine Wißbegierde; das klagte er dem alten Aeskulap, der ihm jetzt mit väterlicher Theilnahme rieth, in die Residenz zu wandern, und dort, bei einem schicklichen Unterkommen, Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse zu suchen. Georg befolgte den Rath, so sauer es ihm auch würde, seine Vaterstadt, oder vielmehr nur eine Straße derselben, zu verlassen. Mit einem kleinen Mantelsacke auf dem Rücken, die Taschen voll Bücher gestopft, trat er die Wanderschaft an; ihn geleitete die süße Hoffnung, nach einigen Jahren in einer glänzenderen Gestalt wieder einzuziehen,

und die Früchte seines Fleißes zu Gretchens niedlichen Füßen zu legen.

Bald darauf starb Gretchens Mutter, und ein Jahr nachher auch der Vater, die arme Waise blieb verlassen, ganz verlassen. Zwar, der Herr Burgemeister war ein weitläufiger Verwandter von ihr, aber seine dicke Frau, vormals Kammerjungfer in der Residenz, schien keine Freundin von armen Waisen, am wenigsten, wenn sie das Unglück hatten, jung und schön zu sein. Ihrer Wachsamkeit verdankte das Städtchen, daß nie ein Bettler auf den Straßen sich blicken ließ. Da nun Gretchen — zwar nicht mit Worten, doch mit rührenden Thränen um Beistand flehte, und es wirklich schien, als wolle der Herr Burgemeister der Verwandtschaft sich erinnern, so fand sie für gut, sich der Sache nach ihrer Weise anzunehmen. »Mein Kind,» sagte sie eines Tages zu der kleinen schluchzenden Muhme, »du bist noch jung, du mußt dein Glück in der Welt versuchen. Ich habe es auch so gemacht, und, Gott sei Dank, ich bin fürwahr nicht mit leeren Händen zu meinem Manne, dem Herrn Burgemeister, gekommen.» (Bei diesen Worten warf sie einen Seitenblick auf eine große silberne Kaffeekanne, die in einem Glasschränkchen prankte.) »Fünf Jahre lang war ich so glücklich, die Frau Gräfin von Hochbüttel zu bedienen, bis mein jetziger Gemahl, der Herr Burgemeister — damals nur ein armer Schlucker — um das Ehrenamt in unserm Städtchen sich bewarb. Der Herr Graf von Hochbüttel hatte viele Güte

für mich — nun ich will nichts weiter sagen — er hat das beste dabei gethan. Du siehst, der liebe Gott hat unsern Ehestand gesegnet, wenn nicht mit Kindern, doch mit Rindern und allerlei zeitlicher Habe, die Ehre ungerechnet, die auch nicht zu verachten ist. Darum rathe ich dir, geh in die Residenz zu der Frau Gräfin von Hochbüttel, ich will dir ein unterthäniges Brieflein mitgeben, da wirst du erfahren was ich noch gelte. Gib Acht, sie erhebt dich auf der Stelle zum Stubenmädchen, und wenn du nur in die Ehre dich zu schicken weißt, so wette ich, ehe ein Monat vergeht, bist du Kammerfrau.»

Das arme Gretchen, dem keine andere Zuflucht übrig blieb, bedankte sich, nahm das untherthänige Brieflein, setzte sich auf den Postwagen, weinte sich noch einmal recht satt, als sie am Kirchhofe vorüber fuhr, wo ihre Eltern schlummerten, und kam nach einigen Tagen glücklich, aber mit beklommenem Herzen, in die ungeheure Residenz, wo der alte Schirrmeister, der sich unterwegs freundlich ihrer angenommen, ihr das prächtige Hotel des Grafen von Hochbüttel zeigte. Sie hatte bisher das Rathhaus ihrer Vaterstadt für das größte Gebäude in der Welt gehalten, und es, trotz seines innern Schmutzes, nur mit ehrfurchtsvollem Schauder betreten; wie ward ihr jetzt, da sie unter dem stolzen Säulengange wandelte, der zu einer, mit modern-antiken Statuen verzierten Marmortreppe führte! Sie wußte nicht, wo sie die Augen lassen sollte; denn unglücklicher Weise war ein Blick an einem nackenden Merkur

vorübergeschweift, ein Blick, der alles Blut auf ihre Wangen lockte. Mein Gott! dachte sie, wie kommen die nackenden Puppen hieher? und schnell, mit weggewandtem Köpfchen, wollte sie vorüberschlüpfen, als plötzlich eine Baßstimme ihr in die Ohren donnerte: wohin? wohin, Jüngferchen? hier geht man nicht so gerade zu.

Es war der Schweizer mit verbrämten Wehrgehänge, das einen faulen Wamst schmückte. Zitternd zog Gretchen ihr wichtiges Empfehlungsschreiben hervor, und überreichte es dem Schweizer; denn sie hielt ihn für den Grafen. — Von wem? — »Von unserer Frau Burgemeisterin.«

Die heißt? — »Mein Gott, die heißt Frau Zuck, das weiß ja die ganze Welt.«

»Aha! Frau Zuck! weiland das runde Lieschen? die kennen wir. Ja, wenn die das Jüngferchen schickt, so wird es vorgelassen.« Er zog eine Klingel. Ein Bedienter führte Gretchen in das Vorgemach, und trug den Brief hinein. Während die schöne Pilgerin, gaffenden Blicken Preis gegeben, mit wankenden Knien im Vorzimmer steht, schleichen wir mit dem Briefe zu der Toilette der Frau Gräfin. Sie hatte in ihrer ersten Jugend, als die Empfindsamkeit in Deutschland spuckte, mit ihrem jetzigen Gemahl einen prächtigen Roman gespielt. Er war damals ein armer Fähnrich mit sechzehn Thalern monatlichen Gehalts und sie ein armes Fräulein mit sechzehn Ahnen, die noch

weniger eintrugen. Darum sollte Hymen ihren Bund nicht krönen; die gnädigen Onkels sagten nein, und die gnädigen Tanten schüttelten die Köpfe. Natürlich gab es eine sehr tragische Verzweiflung; der Fähnrich wollte sich erschießen, das Fräulein sich in's Wasser stürzen. Sie waren ja für einander geboren; sie konnten ja nicht ohne einander leben; nur grausame Tyrannen ohne Herzen konnten solche Herzen trennen. Sie waren ja bereit, unter einem Strohdach mit einander zu hungern, und, für die Seligkeit der Liebe, auf alle Nahrungsmittel ewig zu verzichten.

Der Himmel weiß, welche schreckliche Katastrophe dies Schauspiel für Götter geendigt haben würde, hätte nicht ihr guter Genius ganz unvermuthet einige ältere, sehr gesunde Brüder des Fähnrichs in die Arme des Todes geführt, wodurch er Majoratsherr wurde, das heißt, Besitzer eines großen Vermögens, welches der erste Sammler, zum ewigen Flor seines Hauses, immer nur dem ältesten männlichen Erben bestimmte; die jüngern mochten dann in Gottes Namen verhungern. Nun überzog der ganze Horizont der Liebenden sich plötzlich mit Flöten und Schalmeien, die bald mit Pauken und Trompeten beim Hochzeitfeste wechselten. Ja, sie wurden vermählt, und schwammen, wenn der Sage zu trauen, fast eine ganze Woche lang in namenlosem Entzücken. Weil aber alles hienieden ein Ziel hat, so hörte auch das Entzücken endlich auf, verwandelte sich zuerst in ruhige Liebe, dann in ruhige Freundschaft, und endlich gar in ruhigen Ueberdruß. Doch

war es nicht die Leidenschaft, welche die Neuvermählten langweilig fanden, sondern nur der Gegenstand. Mit allen Mitteln versehen, um Leidenschaften zu befriedigen, wünschte jeder Theil von Herzen, immer so fort zu taumeln, nur von einem andern Gefährten begleitet, und Beide waren so ehrlich, anfangs im Scherz, dann im Ernst, diese vornehmen Gesinnungen einander zu bekennen. Alles wurde leicht, so bald sie einmal diesen Rest von empfindsamer Scham überwunden hatten. Ein herrliches Leben begann. Der Herr Graf von Hochbüttel legte seiner Gemahlin keinen Zwang an, und war so gefällig, ihr Zimmer zu verlassen, so oft der eben regierende Hausfreund hereintrat. Die Frau Gräfin hingegen machte sich dieser Gefälligkeit vollkommen würdig, indem sie stets für hübsche Kammer- und Stubenmädchen sorgte. Zu deren Zahl gehörte einst auch Madame Zuck, die Frau Burgemeisterin, die noch überdieß durch Schlauheit und Gewandtheit manches andere Verdienst um ihre Gebieterin sich erworben hatte. Darum nahm denn auch der Herr Graf von Hochbüttel den Burgemeister in seine Protektion, verschaffte ihm Amt und Frau, und die letztere genoß die Gnade, auch ferner noch mit ihrer gnädigen Herrschaft in Verbindung zu bleiben, um, so oft es nöthig war, junge unschuldige Dirnen nach der Residenz zu schicken, wo diese seltene Ware nicht gefunden wurde.

Mit Vergnügen las die Dame an ihrer Toilette das gekritzelte Brieflein, indessen alles männliche im

Hause mit freundlichen Blicken, alles weibliche mit höhnischen Geberden durch das Vorzimmer ging, und, ohne Mitleid mit der Schamglut auf den Wangen des zitternden Mädchens, vom Kopf bis zu den Füßen es betrachtete. Jetzt klang der Ton eines silbernen Glöckleins; Gretchen wurde hinein gerufen, zum Handkuß gelassen, von der Seite angeschielt, und dann in einen Winkel an der Thür verwiesen. Ein abgefertigter Bote benachrichtigte den Herrn Grafen am andern Ende des Palastes, von dem Wunsche seiner Gemahlin, ihn bei der Toilette zu sehen. Er, wohl wissend, daß nur eine Ursache diesen seltenen Wunsch erregen konnte, warf sich schnell in den besternten Oberrock, und eilte hinüber. Fast wäre er bei Gretchens Anblick wieder zum Fähnrich geworden. Kaum konnte er, nach verabredeter Gewohnheit, mit der gnädigen Frau sich unterhalten, wobei er, auf- und niedergehend, alle Reize des schönen Mädchens mit gierigen Augen verschlang. Doch nahm er sich in Acht, für's erste ihre Schüchternheit noch mehr zu ängstigen; nur einmal faßte er freundlich unter das runde Kien, und streichelte ihre Wange. Dann sprach er noch ein paar französische Worte zu der lächelnden Gräfin, und verschwand.

Gretchen wurde nun einer alten Kammerfrau übergeben, deren eines Auge schon in der Hölle war, das andere hingegen von grünem Feuer brannte. Sie unterwies die schüchterne Fremde in ihrem neuen Amte: es war leicht; Gretchen sollte jeden Morgen, wenn noch alles schlief, mi-

einem Busch von Hahnenfedern den Staub von den Möbeln fegen, sowohl in dem Prunkzimmer der gnädigen Gräfin, als auch in der Bibliothek des Herrn Grafen, die an dessen Schlafzimmer stieß. Arglos verrichtete sie dieses Geschäft mehrere Tage ungestört. Am vierten oder fünften aber, als sie die Thür der Bibliothek öffnete, erblickte sie zu ihrem Schrecken den gnädigen Herrn bereits in einem Buche lesend. Sie wollte sogleich zurück, allein er rief ihr zu, sie möge ungehindert ihr Amt verrichten. Das Herz klopfte ihr ein wenig, sie wußte nicht warum, aber sie gehorchte schweigend. Des Grafen Blicke schweiften über das Buch hinweg, und begleiteten jede ihrer Bewegungen. Als sie einmal sich dem Sofa näherte, um eine Büste in der Gegend abzustäuben, konnte der Wollüstling nicht länger an sich halten, er sprang auf, schlang seine Arme um sie, und zog sie liebkosend nach sich. Es ist schwer zu entscheiden, ob Gretchen mehr Schrecken oder mehr Abscheu empfand. Der Schrecken machte sie fast ohnmächtig, der Abscheu gab ihr die Kräfte wieder, und da sie an körperlicher Stärke dem abgelebten Majoratsherrn weit überlegen war, so mußte er gleich in der ersten Minute die Hoffnung aufgeben, sie durch Gewalt zu besitzen. Er nahm seine Zuflucht zu Ueberredungen, Bitten, Geschenken, Alles vergebens. Gretchen antwortete blos durch Schluchzen, und als sie endlich die Sprache wieder fand, erzählte sie mit rührendem Schmerz, daß ihr Vater ein ehrlicher Mann gewesen; daß er sterbend ihre Hand gefaßt, und sie beschworen, ein ehrliches Mäd-

chen zu bleiben; daß er mit ihrer Hand in der seinigen gestorben, und so in der Todesangst gleichsam ihre Unschuld fest umklammert habe; das könne und werde sie nie vergessen! Bei dem kleinsten Gedanken an ein Verbrechen fühle sie flugs ihres Vaters kalte Hand auf ihrem Herzen.

Umsonst versuchte der Graf dies Alles wegzuspotten, sie entfloh, und kein Befehl konnte sie vermögen, wieder einen Fuß in jenes Zimmer zu setzen. Der Kammerfrau mit dem grünen Auge vertraute sie schluchzend was vorgefallen, hoffend, mütterlichen Rath und Trost bei ihr zu finden; doch mit Entsetzen mußte sie hören, wie diese spöttelnd ausrief: »Mädchen, du bist ein Kind. Glaubst du, daß Madame Zuck jetzt Burgemeisterin sein würde, wenn sie nicht gefälliger gewesen wäre, als du? Sie und alle deine Vorgängerinnen haben dem gnädigen Herrn die Bücher abgestäubt, und sich wohl dabei befunden; darum geh du nach wie vor hinüber, und sei kein Kind. Im Vertrauen, unsere Gräfin sieht es gern. Die gnädigen Herrschaften sind nun einmal auf einem gewissen Fuße mit einander, du verstehst mich wohl.«

Das arme Gretchen konnte vor Entsetzen kaum Athem holen, aber alle Ueberredungskünste der Einäugigen gingen an ihr verloren. Da nahmen plötzlich die guten Tage ein Ende. Sie mußte niedrige Arbeiten verrichten, wurde oft mißhandelt, und hatte keine frohe Stunde mehr. Gern wäre sie aus dieser Hölle entwichen, allein wohin in der großen, fremden Stadt? — Sie wollte noch eine Weile

versuchen, ob Geduld, Fleiß, Redlichkeit ihr mit der Zeit ein besseres Los erwerben würden; sie übernahm flink und willig jedes Geschäft, wusch und fegte für das ganze Haus; nur in die Zimmer des Grafen brachten sie kein Zureden, keine Drohung.

Dieser Widerstand reizte des Wollüstlings Begierden auf das höchste. Er trat mit seiner Gemahlin und dem Teufel in einen Bund, um die Unschuld zu verderben. Eines Morgens erhielt Gretchen unvermuthet die trockne Weisung, ihr Bündel zu packen, weil man ihrer Dienste ferner nicht benöthigt sei. Im ersten Augenblick benahm ihr der Schrecken die Sprache, denn sie wußte nirgend eine Zuflucht. Doch bald gedachte sie ihres sterbenden Vaters. »Er hat mich gesegnet,« sprach sie zu sich selbst, »er hat mich gesegnet, wenn ich ehrlich bleibe. Nun, ich bin ehrlich geblieben, so wird sein Segen mich nicht verlassen!«

Muthig holte sie ihr Päckchen aus dem Zimmer der Einäugigen, nahm es unter den Arm, ging, so rein als sie gekommen war, am nackenden Merkur vorüber, und eilte hastig auf die Straße, wo sie, im Gewühl fremder Menschen, leichter Athem schöpfte. Was ihren guten Muth noch erhöhte, war die Nachricht, die sie vor Kurzem im Vorzimmer aufgefangen hatte, daß nämlich in der Hauptstadt ein Bureau vorhanden sei, an welches Dienste-Suchende sich zu wenden pflegten, und ihren Zweck gewöhnlich bald erreichten. Dieses Bureau wollte sie nun ausfragen, und darum trat sie in eine Gewürzbude, deren Besitzer, ein

freundlicher alter Mann, durch seine Züge ihr Vertrauen einflößte. Eben stand sie im Begriff, ihren Spruch anzuheben, als ein Polizeibeamter herein stürmte, und sie als eine Diebin gefangen nahm.

Bei dem Worte Diebin erbleichte das arme Gretchen, und war unvermögend, auch nur eine einzige Silbe hervor zu stottern. Sie sollte dem Beamten folgen, allein ihre Knie wankten, ihre Füße versagten den Dienst. Dieses Erblassen, dieser Schrecken, dieses Schweigen, schienen Beweise ihrer Schuld. »Wohl Schade um das hübsche, junge Mädchen," sagte der alte Gewürzkrämer, »wer hätte ihr das angesehn!" Zwei Polizeidiener faßten sie jetzt unter die Arme, trugen sie beinahe durch die Straßen, wo der zusammenströmende Pöbel sie begaffte, bemitleidete, beschimpfte. Die Unglückliche wußte von ihren Sinnen nicht mehr. Im Polizeigericht wurde ihr Bündel eröffnet, und eine Schmucknadel der Gräfin hervorgezogen. Sie starrte die Nadel an — ein gräßliches Lächeln zuckte um ihren sanften Mund. Als Kriminalverbrecherin betrat sie das Gefängniß, doch ehe der verruchte Graf den Prozeß beginnen ließ, machte er noch einen Versuch, ihre Tugend zu erschüttern, von dem er sich unausbleibliche Wirkung versprach. Gretchen sollte augenblicklich in Freiheit gesetzt, der angeschuldigte Diebstahl für einen Irrthum erklärt, die ausgestandenen Leiden durch kostbare Geschenke ihr vergütet werden, wenn sie gefälliger als vormals —

Gretchen ließ den Kuppler nicht ausreden, verwarf mit

Verachtung jeden Antrag, berief sich auf Gott und ihr Gewissen, wollte lieber unschuldig sterben, als schuldig leben. Von Rache entflammt, ließ der Graf jetzt der Gerechtigkeit den Lauf. Gretchen wurde peinlich angeklagt, die Einäugige trat als Zeugin auf, und die gefundene Schmucknadel bestätigte nur allzu sehr das Zeugniß dieser Furie. Nur Gretchens Bekenntniß fehlte noch. Meine gnädigen Herren, ich bin wahrhaftig keine Diebin — das war Alles, was die Richter aus ihr bringen konnten. Sie erregte Mitleid. Man gab ihr einen Defensor, einen jungen, braven, geschickten Mann, allein auch Er hörte von ihr kein anderes Wort. Sie stand wohl einigemal im Begriff, ihm die Zumuthungen des Grafen zu entdecken, und sicher würde der wackere Jüngling ohne Menschenfurcht diese Entdeckung zu ihrem Vortheil benutzt haben, allein sie konnte es nie über ihre Schamhaftigkeit gewinnen, einer jungen Mannsperson dergleichen zu vertrauen; und so wurde endlich auf die Folter erkannt.

Beim Anblick der Marterwerkzeuge gestand sie augenblicklich Alles, was man verlangte. Mit Widerwillen sprachen die Richter das Todesurtheil über sie aus; durch den Strang sollte sie hingerichtet werden. Ihr Defensor, der vergebens alle seine Geschicklichkeit aufgeboten hatte, dies schreckliche Urtheil abzuwenden, sah jetzt nur noch ein Mittel, sie zu retten. Man erwartete in wenigen Monaten die Niederkunft der Königin mit dem ersten Kinde; man wußte bereits, daß bei dieser frohen Begebenheit viele Verbrecher

würden begnadigt werden; es kam also nur darauf an, Gretchens Hinrichtung so lange zu verzögern; darum ertheilte er ihr den Rath, sich als schwanger anzugeben. Eine unmäßige Röthe überzog ihr blasses Gesicht. Sie schüttelte den Kopf, und antwortete nicht. Nach langem Bitten des jungen Mannes sagte sie endlich: „Nimmermehr! soll ich mein Leben durch eine so schändliche Lüge retten? und welch' ein Leben! eine begnadigte Verbrecherin! — Nein! wenn Gott nicht meine Unschuld an den Tag bringt, so will ich sterben.»

Der Defensor wandte sich, und verließ weinend das Gefängniß.

Um Mitternacht schlich der Kerkermeister leise zu ihr, brachte ihr eine kleine Laterne, zeigte durch die offene Pforte den Weg über einen langen Gang, und flüsterte: »Geh Sie mit Gott, Jüngferchen! danke Sie dem Himmel für ihre vornehmen Freunde.» Der Graf hatte ihn bestochen, weil er Gretchens Tod nicht wollte. Aber welch Erstaunen ergriff den rohen Kerkermeister, als seine Gefangene standhaft erklärte: sie werde nimmermehr durch ihre Flucht ein Bekenntniß der Schuld ablegen; nur gerechtfertigt wolle sie aus diesen finstern Mauern gehen, oder zum Tode. — Vergebens erinnerte der Mann noch einmal, mit dem Riegel in der Hand, daß keine Stunde zu verlieren sei; ihr Unglück hatte den mächtigen Lebenstrieb abgestumpft, sie blieb unbeweglich.

Der schreckliche Tag brach an. Der Graf und seine

würdige Gemahlin waren auf das Land gefahren, weil der Zug zum Richtplatz vor ihrem Palast vorbei mußte, und sie doch den Muth nicht hatten, das Schauspiel mit anzusehen. Gretchen, weiß wie die Farbe des Kittels, der, mit schwarzen Schleifen besetzt, ihr Sterbekleid war, saß betend auf einem Karren, von zahllosem Volke umgeben, das mit Thränen und Schluchzen ihre Schönheit und Jugend bemitleidete, und vor Begierde brannte, sie aufknüpfen zu sehen. Der Henker mußte die Unglückliche auf die Leiter tragen, und im nächsten Augenblicke war ihr Geist entflohen. —

Unter den Umstehenden befand sich auch ein berühmter Arzt, Vorsteher eines anatomischen Lehr-Instituts, auf dessen Bitten man den Körper sogleich wieder abnahm, und ihm denselben zum Behuf seiner Wissenschaft überlieferte. Er brachte ihn augenblicklich auf das anatomische Theater, seinen Gehilfen herbeirufend. Aber wie erstaunte er, als dieser, beim Anblick der Leiche, sinnlos zu Boden stürzte.

Es war Georg, der seinen Vorsatz glücklich ausgeführt, in wenigen Jahren große Kenntnisse und das Vertrauen des Direktors sich erworben hatte; allein nur für die Wissenschaften und für die süße Hoffnung der Zukunft lebend, hatte er sich bis jetzt weder um seine Vaterstadt, noch um das, was in der Hauptstadt vorging, bekümmert. Er wußte nicht, daß Gretchen ihm so nahe gewesen. Von der Hinrichtung eines jungen Mädchens hatte er zwar gehört, doch nur in so fern Theil daran genommen, als dadurch ein

Leichnam für das anatomische Theater gewonnen wurde. Ach! welch ein zerschmetternder Schlag, als er Gretchen erkannte! —

Seines Lehrers Bemühungen riefen ihn bald in das Leben zurück. »Sie ist schuldlos gestorben!« schrie er in Verzweiflung — warf sich heulend auf den Leichnam, spürte noch ein wenig Wärme, rannte wie ein Unsinniger fort, trug alle Mittel herbei, die bisweilen bei Erstickten den Lebensfunken wieder anfachen, bat den erstaunten Alten um Gotteswillen um seinen Beistand, und begann die Versuche unter Thränenströmen. Der Arzt — ein Mann wie Loder — der mit seiner Kunst ein gefühlvolles Herz verband, konnte zwar den Zusammenhang dieser Begebenheit nicht begreifen, fühlte aber wohl, daß jetzt nicht Zeit sei, darnach zu fragen. Ohne Hoffnung des Gelingens, blos um seines geliebten Schülers Bitte zu erfüllen, that er sein möglichstes, um die Todte zu erwecken. Am hilfreichsten war die Liebe. Georg, den die heftigsten Anstrengungen fast erschöpft hatten, glaubte endlich, nach anderthalb peinlichen Stunden, eine leise Bewegung im Pulse zu verspüren. Schnell hielt er, mit heftig zitternder Hand, einen Spiegel ihr vor den Mund — der Hauch wurde sichtbar — Georg schrie laut auf — Gretchen erwachte.

Mit starren, unheimlichen Blicken richtete sie sich auf, betrachtete alle Gegenstände ringsumher, ließ ihr Auge lange auf dem Arzt, länger noch auf Georg ruhen, erkannte aber ihren Landsmann nicht, fragte auch nicht, warum die

fremden Männer sich mit ihr beschäftigten? was mit ihr vorgegangen? wo sie sei? kurz, ihr Leben war zurückgekehrt, aber ihre Vernunft dahin! —

So lange sie noch schwieg, nährte Georg stets die Hoffnung, sie sei blos betäubt, sie werde wieder zu sich kommen; als sie aber auch nach jeder eingeflößten Erquickung, und sogar nach einem ruhigen Schlafe, ihn noch immer nicht erkannte; als sie mit stumpfer Gleichgiltigkeit von ihrer Vaterstadt, von ihren Eltern reden hörte, und kein anderes Wort aus ihr zu bringen war, als: meine gnädigen Herren! ich bin wahrhaftig keine Diebin! da versank er in tiefen Jammer, und nur des wackern Lehrers Trost: daß jede Hoffnung ja noch nicht verloren sei, daß die Zeit oft Wunder thue — gaben ihm Kraft, dieses höchste menschliche Leiden — den Wahnsinn der Geliebten — zu ertragen. Er hatte seine einfache Geschichte dem Direktor mitgetheilt, er hatte ihm erzählt, wie nur die Liebe zu diesem Mädchen ihn mit brennendem Eifer für die Wissenschaften erfüllt, ihn auf die Bahn geführt habe, die er nun so glücklich betreten.

Der alte Mann nahm es zu Herzen. Daß Gretchen unschuldig sei, daran zweifelte er nicht. Er kannte den Grafen Hochbüttel, und hätte er ihn auch nicht gekannt, die Versicherung, welche die Wahnsinnige auch noch jetzt und täglich so rührend aussprach, ließen ihn nicht zweifeln. »Wir wollen versuchen,« sprach er tröstend zu dem Jüngling, »was unsere Kunst vermag; wir wollen emsig studi-

ren, und was wir lernen, erfahren, ergrübeln, sogleich mit Liebe anwenden. Vielleicht gelingt's.» Der Schüler schluchzte an des Lehrers Halse. »Aber,» fuhr dieser fort, »wir müssen schweigen. Denn gesetzt auch, die Justiz halte sich zu keiner weitern Einmischung berechtigt, so bleibt sie doch immer in den Augen der Welt eine überwiesene, des Todes würdige Verbrecherin. Darum sei und bleibe sie todt. In dem Stübchen nach dem Garten, wohin Niemand kommt, als ich und meine alte treue Marthe, da soll sie wohnen, da wollen wir sie stündlich wechselsweise besuchen, beobachten, pflegen, und hält die Kunst mit unserm Opfer gleichen Schritt, sind wir so glücklich, die Natur wieder in das alte Gleis zu bringen; nun so fährst du mit ihr in die weite Welt. Mit deinen Kenntnissen, und — ich darf wohl sagen — mit meinen Empfehlungsschreiben versehen, findest du überall dein Brot, und Niemand erfährt in der Fremde das gräßliche Abenteuer.»

Nur mit heißen Thränen konnte Georg dem liebenswürdigen Alten danken, dessen Vorschlag pünktlich ausgeführt, doch durch keinen glücklichen Erfolg gekrönt wurde. Das arme Gretchen saß stille in ihrer Kammer, zog den ganzen Tag die schwarzen Schleifen an ihrem Sterbekittel auf, und band sie sorgfältig wieder zu. Nahm man ihr den Kittel weg, so weinte sie und verschmähte alle Nahrung, bis sie ihn wieder hatte. Die sanfteste Behandlung entlockte ihr kein Wort; versuchte man aber sie hart anzusprechen, so wiederholte sie blos ihren alten Spruch mit gefalteten

Händen. Auf diese Weise verstrich ein Jahr. Der alte Lehrer hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, doch um den armen Georg nicht zu betrüben, stellte er sich noch immer als sei er gutes Muthes. Der Jüngling hatte in diesem Jahre einen neuen Zweig seiner Wissenschaft mit hartnäckigem Eifer studirt, nämlich die Heilkunde des Wahnsinns. Ihm war über diesen Gegenstand keine Schrift in keiner Sprache entgangen; er hatte nun Alles gelesen, Alles versucht, stets mit neuer Hoffnung begonnen, doch immer sah er sich schmerzlich getäuscht.

Indessen empfand das hochgräfliche Paar, seit Gretchens Hinrichtung, doch eine Art von Störung seines Glückes. Es war wohl eigentlich ihre Absicht nie gewesen, die Sache so weit zu treiben; sie hatten nicht für möglich gehalten, daß Gretchen, von dem Schrecken eines schimpflichen Todes umgeben, sich weigern könne zu entfliehen. Als es dennoch geschah, war es bereits zu spät einzulenken, das Urtheil schon gesprochen; man hätte sich ein furchtbares dementi geben, ein gräßliches Bubenstück bekennen müssen; das konnte üble Folgen haben. Der König, den oft die Laune streng gerecht zu sein anwandelte, konnte wohl gar den Scherz als ein Verbrechen behandeln, oder wenigstens das edle Paar vom Hofe, das heißt, aus der Welt verbannen. Folglich mußte man schweigen, und die Unglückliche ihrem Schicksal überlassen. Aber bei dieser Gelegenheit entstand doch eine Art von Gewissen in dem Busen der Gräfin; sie konnte Nachts nicht mehr allein bleiben, die

Kammerfrau mußte in ihrem Zimmer schlafen, und ein Mädchen wachen. Sie selbst genoß dennoch wenig Ruhe; wenn eine Fliege summte, fuhr sie auf, das Trippeln einer Maus konnte ihr Angstschweiß auspressen. Bald fürchtete sie, das Nachtlicht möchte verlöschen, bald, die Wächterin könne entschlummern. Am Tage stürzte sie sich mehr als jemals in das Gewühl der großen Welt, gab und besuchte Assembleen, fehlte keinen Abend im Schauspiel, und wo noch eine Sekunden-Lücke übrig blieb, da wurde sie schnell mit neuen Liebhabern, schwatzenden, seufzenden Kreaturen ausgefüllt. Doch bei dieser zerstörenden Lebensweise begann ihre Gesundheit bald zu wanken, heftige Nervenübel stellten sich ein, jedes unvermuthete Geräusch erregte Krämpfe.

In dieser Stimmung des Körpers und Gemüthes kam der lästige Tag zum ersten Male wieder, an dem Gretchen hingerichtet worden. Sie nahm sich vor, in tausend Zerstreuungen ihn zu vertaumeln, und hielt Wort.

Seltsam, vielleicht nur Zufall war es, daß Gretchen schon am Abend vor diesem Tage eine ungewöhnliche Unruhe äußerte, die sich am andern Morgen noch vermehrte. Doch da sie gegen Mittag wieder ganz beruhigt schien, so hatte man weiter kein Arges daraus. Der Arzt, von seinem Schüler unterstützt, hatte kurz zuvor eine wichtige Operation an einem Kranken vollbracht, dessen Zustand bedenklich schien, und der zweimal täglich verbunden werden mußte. Dies Geschäft führte sie gegen Abend aus ihrer Wohnung, und da sie den Kranken im heftigen Fieber fanden, so ver-

weilten sie einige Stunden bei ihm. Man denke sich ihr Schrecken und Erstaunen, als bei der Heimkunft die alte Marthe ihnen mit Geheul entgegen kam, verkündend, Gretchen sei fort! — Die Alte war nur eben hinaus gegangen, sie hatte kaum ein Viertelstündchen in der Dämmerung mit einer Nachbarin geschwatzt; indessen hatte Gretchen ihre tägliche Kleidung mit dem Sterbekittel verwechselt (denn die Erstere lag auf dem Boden, der Letztere fehlte) und war durch den Garten in die Vorstadt entschlüpft. Marthe selber war untröstlich. Sie liebte ihre Pflegebefohlene wegen deren stillen Sanftmuth; sie hatte im ersten halben Jahre nie versäumt, die Thüre zu verschließen, wenn sie auf einen Augenblick die Kranke verlassen mußte; weil aber Gretchen nie das geringste Verlangen bezeigte, aus ihrem Zimmer sich zu entfernen, und weil man sie fast mit Gewalt bei schönem Wetter in das kleine Gärtchen führen mußte, so war freilich nach und nach jede Vorsicht minder streng befolgt worden. So geschah das Unglück.

Der Arzt und Georg verloren keine Zeit mit Vorwürfen. Sie flogen durch den Garten in die Vorstadt. Es war schon ziemlich dunkel, doch konnte man alles weiße in der Ferne noch erkennen. Wo die Suchenden etwas dergleichen erblickten, da rannten sie hin, und fanden sich stets getäuscht, fragten umsonst jeden heimkehrenden Arbeitsmann, jeden Bürger, der vor der Hausthür sein Abendpfeifchen schmauchte; niemand wollte das arme Gretchen gesehen haben. Der Direktor, ein Mann bei Jahren, hielt

das ängstliche Hin- und Herlaufen an einem unfreundlichen Herbstabend nicht lange aus, er mußte sich athemlos heimbegeben, allein Georg setzte unermüdet seine Nachforschungen fort. Vier Stunden kreuzte er durch alle Straßen, schweifte in den einsamsten Gegenden zwischen Gärten und Mauern umher, lief, stand, horchte, hielt den Athem an sich, vermuthete sie irgendwo erschöpft in einem Winkel zu finden, wohin ihr leises Stöhnen ihn locken würde — alles vergebens!

Gretchen wankte indessen ungehindert durch den bewohntesten Theil der Hauptstadt, denn Gott hatte seinen Engel der Rache gesandt, der war ihr Führer. Ob sie zufällig die Straße erreichte, in welcher das Hotel des Grafen Hochbüttel stand, oder ob die zerrüttete Seele noch einer dunklen Erinnerung fähig war, das hat sie selber freilich nie entdecken können; genug, sie war gegen Mitternacht bis an die Pforte des Palastes gekommen, die noch offen stand, weil in den hell erleuchteten Zimmern des Herrn Grafen ein versammeltes Spielgelag schwelgte; die Gräfin hingegen, vom Herumschweifen müde, saß schon ausgekleidet in ihrem Schlafzimmer, und las les amours de Faublas.

Gretchen trat in die Vorhalle mit gefalteten Händen, und starr, wie eine Nachtwandlerin, vor sich hinschauend. Der Schweizer in seiner Loge hörte ihren Fußtritt, öffnete sein kleines Fenster, und rief w e r d a! — keine Antwort. — Er wiederholte seinen Zuruf, vernahm ein leises Fort-

schreiten, harrte aber vergebens auf eine laute Silbe. Rasch ergriff er seine Laterne, kam heraus und beleuchtete den stummen Gast, der eben an ihm vorüberschwebte. Jesus Christus! rief er aus und stürzte zurück in seine Zelle.

Gretchen stieg die Treppe hinan, den wohlbekannten Gang einschlagend, der zu dem kleinen Zimmer der Einäugigen führte. Die saß und gähnte in schläfriger Erwartung, daß ihre Gebieterin nun bald zum letzten Male klingeln werde, um sie zum Schlafengehen einzuladen. Da vernahm sie ein Knistern auf dem Gange. »Nun? Wer kommt denn noch so spät?« — Das Geräusch näherte sich — leise that die Thür sich auf — Gretchen in ihrem Sterbekittel mit gefalteten Händen trat herein und heftete schweigend ihren hohlen Blick auf die Verbrecherin, die, gräßlich schreiend, in das Zimmer der Gräfin stürzte.

»Was gibt es?« rief ihr diese entgegen, »ist Feuer ausgebrochen?«

Die Kammerfrau konnte ihr nicht antworten, denn schon lag sie ohnmächtig am Boden. Allein die Ursache ihres Geschreies blieb der Gräfin nicht lange verborgen. Gretchen war dem elenden Weibsbilde auf dem Fuße gefolgt, stand jetzt mitten im Zimmer, die Arme über die Brust gekreuzt, und sprach mit sanfter Stimme: Meine gnädigen Herren! ich bin wahrhaftig keine Diebin! —

Daß die Gräfin, gleich der Kammerfrau, leblos hinsank, ist begreiflich, doch unbekannt, wie lange die Wahn-

sinnige dort verweilte. Auch der Schweizer konnte darüber keine Auskunft geben; denn er hatte sich wohl gehütet, dem Gespenst noch einmal aufzupassen. Vermuthlich hatte Gretchen den Rückweg bald gefunden. Der Himmel weiß, was auf der Straße aus ihr geworden wäre, hätte nicht Georg — der endlich auf die Vermuthung fiel, sie könnte wohl den einzigen ihr bekannten Weg eingeschlagen haben — sie eben jetzt vor der Pforte des Palastes angetroffen. Er redete sie freundlich an; sie antwortete nicht, aber sie schien doch seine Stimme zu erkennen, litt es, daß er sanft sie unter den Arm faßte, und zurück in ihre Wohnung sie geleitete. Dort erzählte er seinem Lehrer, in dessen Augen noch kein Schlaf gekommen war, wo er sie gefunden, und beide erschöpften sich in Muthmaßungen.

Wohl eine Stunde mochten die Verbrecherinnen ohnmächtig da gelegen haben, als das Stubenmädchen — das, wie gewöhnlich, bei der Gräfin wachen sollte — beide noch immer leblos fand. Im ersten Schrecken verspritzte sie alle wohlriechenden Essenzen der Gebieterin. Das eine Auge der Zofe that zuerst sich wieder auf. Durch die Gegenwart des Mädchens schöpfte sie Muth, sich aufzurichten, half die Gräfin schütteln, reiben, besprengen, und brachte sie endlich wieder zu sich selbst. Doch welch' ein Erwachen! Kalte Schauer überliefen sie in jedem Augenblicke; seltsame zuckende Geberden verzerrten ihr Gesicht; in jedem Winkel suchte ihr scheues Auge das Gespenst. Eine Menge Kerzen mußten angezündet werden — ach! in ihrer Seele blieb es

gräßlich dunkel! — sie wurde in das Bett getragen, der Schlaf floh die ergriffene Sünderin. Ein heftiges Fieber wühlte in ihren Nerven, sie wimmerte aus hohler Brust. Man wollte nach dem Arzte schicken, sie begehrte ihren Beichtvater.

Der Hofprediger, nicht wenig befremdet über diesen seltenen Ruf, eilte zu ihr; sie entfernte sogleich alle Umstehenden und bekannte unter Thränenströmen ihr Verbrechen, das ausdrückliche Verlangen hinzufügend, daß er, zu ihres Gewissens Beruhigung, es augenblicklich der Obrigkeit anzeigen solle. Der bestürzte Beichtvater that seine Pflicht. Die Obrigkeit fertigte alsobald eine Kommission an die Gräfin ab, ließ förmlich sie vernehmen, ihr Bekenntniß niederschreiben, und nahm den Majoratsherrn sammt der Einäugigen in Verhaft. Es war hohe Zeit, denn kaum eine Stunde nachher verlor die Kranke ihr Bewußtsein, raste in Fieberglut und starb in Raserei.

Natürlich machte diese Begebenheit großes Aufsehen in der Residenz, und lief von Mund zu Mund. Doch Georg, in seiner Einsamkeit, erfuhr sie erst nach einigen Tagen, mit dem Zusatz, daß die Richter hochbetrübt über den verübten Justizmord, Gretchens Unschuld durch einen feierlichen Spruch rehabilitiren würden. Jetzt eilte er anzuzeigen, daß und wie das arme Geschöpf sein Leben erhalten. Man that, was man konnte; man erklärte sie bei offenen Thüren für ein ehrliches Mädchen; man schickte die Einäugige auf ihre Lebenszeit in ein Zuchthaus, um Hirschhorn zu ra-

speln. Den Grafen hätte man freilich hängen sollen, allein die vornehme Familie wußte zu vermitteln, daß er mit ewigem Gefängniß in einer Bergfestung davon kam, wo er die Tochter des Kerkermeisters verführte. Aus seinem Vermögen wurde der Wahnsinnigen ein ansehnliches Jahrgeld zuerkannt, welches Georg gern abgelehnt hätte, um die Freude, seine unglückliche Geliebte zu ernähren, mit Niemanden auf der Welt zu theilen.

Ach! sie wußte von alle dem nichts. Sie lebte noch viele Jahre, während welcher der edle Georg in der Heilkunde des Wahnsinns sich großen Ruf erwarb, und mancher trauernden Familie ein auf diese schreckliche Weise getrenntes Glied völlig hergestellt zurückgab. Nur an dem armen Gretchen ging seine Kunst verloren; da fand das menschliche Wissen ein Ziel. Sie starb in seinen Armen, und erfuhr erst dort, daß die Hand eines zärtlich Liebenden ihre müden Augen zugedrückt hatte.

Die beiden Schwestern.

(Eine Skizze.)

In einer großen Stadt lebten zwei Schwestern, Jeannette und Pauline. Jeannette hatte das Glück sehr schön zu sein, und das Unglück, es sehr bald zu erfahren. Sie sah gern in den Spiegel, das war natürlich; sie putzte sich gern, das

war verzeihlich; sie suchte sich Talente zu erwerben, das war klug; allein sie glaubte alles übrige entbehren zu können, das war albern. Wirklich schlug sie den Flügel meisterhaft und sang Bravour-Arien bis in's dreigestrichene F; sie zeichnete Landschaften nach Hackert und stickte Blumen nach der Natur. Aber den Flügel schlug sie nur in großen Gesellschaften, und die Arien sang sie nur in Konzerten, die Landschaften malte sie nur für Ausstellungen, und die Blumen stickte sie nur für Prunksessel und Ofenschirme. Zu Hause plagte sie stets die Langeweile, denn von ihrer alten, schwachen Mutter hatte sie schon hundertmal gehört, daß sie ein schönes Mädchen sei. Wenn diese alte Wahrheit neuen Reiz für sie gewinnen sollte, so mußte sie von fremden Lippen strömen, darum suchte Jeannette täglich Gesellschaft. Weil aber bekanntermaßen Frauenzimmer im Lobe ihrer Mitschwestern eine gewisse Oekonomie beobachten, Männer hingegen sehr verschwenderisch damit zu sein pflegen, so befand sich Jeannette lieber in Gesellschaft von Männern.

Ihre Schwester Pauline würde vielleicht eben so gedacht und gehandelt haben, allein Niemand wollte das arme Mädchen loben, aus der einfachen Ursache, weil Niemand sie bemerkte, denn die bösen Pocken hatten sie häßlich zugerichtet. Auch an angenehmen Talenten blieb sie weit hinter ihrer Schwester zurück. Sie klimperte recht artig auf der Guitarre und sang auch recht artig, aber nur kleine Liederchen. Im Zeichnen hatte sie es eben so weit

gebracht als Jeannette, allein drei Landschaften ausgenommen, die in ihrer Mutter Schlafzimmer hingen, und die nur das mütterliche Auge sah, wurde niemand etwas davon gewahr; denn so ungezwungen die reizende Jeannette sich zu benehmen wußte, so schüchtern war dagegen die häßliche Pauline, und man durfte sie nur zweimal ansehen, um jede ihrer Blatterngruben bis in die Tiefe roth zu färben. Zu ihrem Glücke wiederfuhr ihr das nicht oft, denn Niemand sah sie zweimal an. Blumen stickte sie trotz ihrer Schwester, aber nur auf Arbeitsbeutel für Tanten und Großmütter. Am liebsten war sie zu Hause; in Gesellschaften gab ihr das Bewußtsein ihrer Häßlichkeit ein linkisches Ansehen. Zu Hause hingegen galt sie etwas, denn man konnte ihrer nicht wohl entbehren.

Nämlich als die Mädchen heran wuchsen, hatte die Mutter den sonderbaren Einfall, daß sie die Wirthschaft führen sollten, und zwar Jede eine Woche um die andere. Pauline fand sich bald in diese Grille, und in ihrer Woche ging alles recht gut. Traf hingegen die Reihe Jeannetten, so lief sie zwar den ganzen Morgen geschäftig mit den Kochbüchern hin und her, wenn aber der Mittag herbei kam, so war die Suppe versalzen oder verbrannt. Dabei bejammerte sie unaufhörlich die kostbare Zeit, die für Gesang und Saitenspiel verloren ging; oder das neue Kopfzeug, welches für den nächsten Abend zu arrangiren ihr keine Minute übrig blieb. Die gutherzige Pauline nahm ihr dann oft die Sorge vom Halse; nach und nach wurde eine Ge-

wohnheit daraus, der Wochenwechsel ward vergessen, und endlich bekümmerte sich Jeannette um das Hauswesen gar nicht mehr. Die schwache Mutter ließ es gehen, wie es ging, und konnte nicht zürnen auf das allerliebste Gesichtchen, das Jedermann entzückte. Kein großer Zirkel, in dem nicht Jeannette von Western glänzte; ihr Name diente den Dichtern zum Reime, den Trinkern zum Toast. Daß sie auch eine Schwester habe, wußten nur wenige.

Zwei junge Offiziere, Eduard und Moriz sahen Jeannetten und verliebten sich Beide zum Sterben in sie. Beide waren von guter Geburt, brav, edel, und beide sehr reich. Jeannette frohlockte über diese Eroberung, und die Mutter, die sich knapp behelfen mußte, wiegte sich in süßen Träumen der Zukunft. »Sollten Beide Ernst machen,« fragte sie die Tochter, »welchem würdest du den Vorzug geben?«

»Das weiß ich noch nicht,« erwiederte Jeannette, »sie gefallen mir Beide; doch ich brauche viel, und da wird der reichste mir wohl der liebste werden. Sie, liebe Mutter, könnte ich dann im Alter unterstützen, und meine Schwester würde ich zu mir nehmen, sie könnte mir die Haushaltung führen.«

Die gute Alte weinte vor Freuden über die kindlichen Gesinnungen des Töchterleins, und Pauline dankte herzlich für den Beweis der schwesterlichen Liebe. Indessen bewarben sich beide Jünglinge sehr ernstlich um die Gunst der Schönen, und wurden nebenher der häßlichen Pauline

recht gut, denn sie that ihnen stets den Gefallen, sie mit ihrer Schwester allein zu lassen. Jeannette kam wirklich in Verlegenheit, für welchen von ihren Anbetern sie sich erklären sollte. Eduard gab einen Ball, dessen Königin sie war, und sie glaubte an diesem Abend, sie sei auf gutem Wege, Eduard zu lieben. Moriz veranstaltete eine Schlittenfahrt, bei welcher sie mit der glänzendsten Equipage durch die Straßen klingelte, und sie fand Moriz heute weit liebenswürdiger als seinen Nebenbuhler. So verzögerte sie die Entscheidung von einer Woche zur andern, und nannte das ein Schwanken ihres Herzens.

»Wenn ich an deiner Stelle wäre,« sagte Pauline eines Tages, »ich nähme Eduard.«

»Warum? — Moriz ist eben so reich, und das wirst du doch bekennen, daß er weit besser gewachsen ist?«

»Brav soll er auch sein,« fügte die Mutter hinzu.

»Aber leichtsinnig,« entgegnete Pauline. »Die Tante hat mir allerlei von ihm erzählt.«

»Die Tante,« versetzte Jeannette schnippisch, »ist eine alte Tante.«

»Eduard hingegen,« fuhr Pauline fort, »ist weit gesetzter; und ich glaube oft bemerkt zu haben, daß er tiefer, inniger fühlt als Moriz.«

»Bah! bah!« erwiederte Jeannette mit aufgeworfenem Näschen, indem sie vor dem Spiegel eine Blume in's Haar steckte, »sie fühlen Beide so tief, daß ich mir wahrhaftig kaum zu helfen weiß. Indessen, was schadt's, wenn ich sie

auch noch eine Weile hinhalte? Ihr Wetteifer vertreibt mir die Zeit sehr angenehm, und am Ende wird ja wohl der Zufall das Los werfen.» — Pauline schwieg. Die beiden Freier setzten ihre Bewerbungen ununterbrochen fort.

Als eines Tages Eduard in's Zimmer trat, fand er Paulinen in Thränen und Jeannetten laut lachend. Er forschte bescheiden nach der Ursache der Thränen wie des Gelächters. »Ich bin ein Kind,» sagte Pauline glühend roth, und verließ das Zimmer. »Ja wohl ein Kind,» lachte Jeannette ihr nach, »Sie würden nimmermehr errathen, warum sie weint.»

»Wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen —» »O ganz und gar nicht. Sie haben ja wohl bisweilen den alten blinden Hund bemerkt, der sich hier auf dem Sofa herum trieb?»

»O ja.»

»Nun dieser Hund gehörte mir, und hat mir in seinen und meinen jüngern Jahren viel Freude gemacht. Diesen Morgen zerbrach er mir meine schöne Mundtasse, mit dem Sinnbild der Ewigkeit. Anfangs ärgerte ich mich ein wenig; zuletzt bedachte ich, daß das alte blinde Thier doch zu gar nichts mehr taugt und nur Schaden anrichtet. Da schickte ich ihn zum Jäger und ließ ihn todt schießen.»

»Und darum weint ihre Schwester?»

»Darum. Sollte man nicht denken, wir lebten noch in Siegwart's Zeiten?»

Eduard schwieg und veränderte bald darauf das Ge-

spräch. Aber seit diesem Tage übersah er Paulinen nicht mehr wie sonst. Er unterhielt sich zuweilen mit ihr, lernte ihre stille Thätigkeit kennen, bewunderte ihre Bescheidenheit, und fing an, ihre Gestalt minder häßlich zu finden. Freilich, so bald die reizende, sieggewohnte Jeannette erschien, so bald ihr Feuerauge ihn traf, ihr holdes Lächeln ihn entzückte, so war Pauline vergessen.

Jetzt erkrankte die Mutter gerade zu einer Zeit, wo Jeannette, zum nahen Fasching, die glänzende Maske einer Sultanin hatte verfertigen lassen. Pauline sollte sie als ihre Sklavin begleiten, und das gute Mädchen hatte auch schon einen niedlichen einfachen Anzug dazu gewählt. Der Tag erschien; die Krankheit der Mutter hatte zugenommen; der Arzt sagte zwar nichts, aber er machte doch ein bedenkliches Gesicht, und das war für Paulinen hinlänglich, zu erklären, sie werde nicht auf die Maskerade gehen. Jeannette gab sich wenig Mühe sie zu überreden, und fuhr allein.

»Wo ist Ihre Schwester?« fragte Eduard.

»Meine Mutter befindet sich nicht wohl, ihr zur Gesellschaft ist Pauline zu Haus geblieben.« — Das gefiel ihm wohl, allein er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Jeannette war heute engelschön! und er sowohl, als Moriz, wichen ihr nicht von der Seite. Sie genoß des Triumphes bewundert zu werden im vollen Maße. Wo sie tanzte, schloß man einen Kreis um sie; wo sie ging, flüsterte man sich in die Ohren.

Gegen Mitternacht, als sie eben versprochen hatte, mit Eduard eine Quadrille zu tanzen, trat ein Domino zu ihr und nahm die Maske ab; es war der Arzt ihrer Mutter. »Mein Fräulein,» sagte er, »ich komme so eben aus Ihrem Hause, und darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Frau Mutter sich sehr übel befindet.»

»Mein Gott!» rief sie erschrocken, aber auch verwirrt, »da muß ich wohl den Augenblick —»

»Allerdings!» unterbrach sie Eduard, »wir treten ab.»

In demselben Momente hub die Musik an. Jeannette sah sich verlegen um, Eduard erbot sich, ihren Bedienten zu suchen, — sie wollte antworten: ich bitte darum, als schon einer der Mittänzer ihre Hand ergriff und die erste Tour mit ihr machte; — sie gehorchte mechanisch, sagte aber zu der neben ihr stehenden Dame: Ich kann nicht forttanzen, meine Mutter ist krank. — »O rauben Sie uns nicht die Zierde unserer Quadrille,» erwiederte der fremde Tänzer, ein junger reicher Engländer. »Die wenigen Minuten werden ja keinen Unterschied machen.» — Sie blickte mit einer Art von Aengstlichkeit auf Eduard, als ob sie wünschte, daß er sie gleichfalls nöthigen möchte; allein er schwieg. — Indessen war die Reihe an ihn gekommen, die Tour zu machen. Sein Nachbar stieß ihn an, — noch einen flüchtigen fragenden Blick warf er auf Jeannetten; — der Nachbar erinnerte zum zweiten Male —, sie widerstrebte nicht, — und so walzte er mit ihr um den Kreis. Ohne weitere Erklärung wurde die Quadrille zu Ende getanzt.

Nun wollte sie gleich fort, aber sie war so erhitzt, — die Schwindsucht unvermeidlich, wenn sie sich gleich in die Kälte wagte. Sie ging noch wohl eine Viertelstunde im kühlern Nebenzimmer auf und ab. Endlich fuhr sie, und Eduard diente ihr zum Begleiter. — Die Küche in ihrer Wohnung war gleich neben der Treppe. Als sie diese hinaufstiegen, wurden sie Feuer in der Küche gewahr. Pauline stand am Herde, und kochte Kräuter zu einem Umschlag. Ihr Gesicht, von der Glut des Feuers geröthet, kam Eduard diesmal recht hübsch vor.

»Ach! gut, daß du kommst,» rief Pauline ihrer Schwester entgegen; »Mama ist recht krank geworden und ich muß sie oft allein lassen.»

Eduard empfahl sich in einer seltsamen Stimmung. Gerade an diesem Abende hatte Jeannette einige Winke hingeworfen, die ihn hoffen ließen, er werde den Sieg über seinen Nebenbuhler davon tragen. Sein Entzücken darüber war seit der letzten Quadrille sehr gemäßigt. Eine Decke fiel von seinen Augen; er konnte zum ersten Mal, ohne heftiges Begehren, an ihre Schönheit denken. Vielleicht hätte er schon jetzt der Unwürdigen entsagt, wenn nicht die Eitelkeit ihm zugeflüstert hätte: Sie liebt dich! sie würde den Saal sogleich verlassen haben, wenn sie nicht eben mit dir getanzt hätte; nur du konntest sie auf einige Augenblicke pflichtvergessen machen. — Den schmeichelnden Gedanken, von einem so engelschönen Mädchen geliebt

zu werden, widerstand seine Sinnlichkeit nicht, und alles, was die Vernunft über ihn gewinnen konnte, war: diese vermeinte Liebe einer Prüfung zu unterwerfen.

Er wartete die Genesung der Mutter ab, begab sich dann eines Tages mit verstellter Schwermuth zu Jeannetten, und entdeckte ihr, daß seine Güter in Schwaben durch den Feind gänzlich ruinirt worden, und daß wenigstens ein Jahrzehend erforderlich sei, um sie wieder in den vorigen Stand zu setzen. »Aber,« fügte er zärtlich hinzu, »wenn nur Jeannette mich liebt, so wird mein Gehalt hinreichen, uns vor Mangel zu schützen.« Sie war sichtbar erschrocken, als er seine Erzählung begann, sie wechselte die Farbe, und das Bestreben, ihre Verwirrung zu verbergen, entging ihm nicht. Eine ängstliche Pause trat ein. Doch bald faßte sie sich wieder, legte freundlich ihre Hand auf die seinige und sagte: »Guter Freund, ich will Sie nicht hintergehen. Ich bin ein verwöhntes Kind und brauche viel. Wir sind beide keine Romanenhelden, wir wissen, daß die heißeste Liebe unter dem Strohdach erkaltet. Daß ich Ihnen herzlich gut bin, läugne ich nicht — aber — il faut se faire une raison. Bleiben Sie mein Freund.«

Einen schmerzhaften Stich in's Herz fühlte Eduard allerdings bei dieser Erklärung; aber es war eine wohlthätige Operation, die Wunde heilte schnell. Er wiederholte bald darauf seine Geschichte in Gegenwart Paulinens. Das gute Mädchen stickte sehr emsig dabei, ohne von der Arbeit aufzublicken, doch bemerkte er deutlich, daß ihre Augen

feucht wurden. »Was mich am meisten bei diesem Unglück schmerzt,« fuhr er fort, »ist die plötzliche Armuth meiner Mutter! meiner guten Mutter! — Wenn ich sie gleich von meinem Gehalt nach Kräften unterstützen werde, so wird das doch bei weitem nicht hinreichen, ihr den Ueberfluß zu verschaffen, an den sie gewöhnt und verwöhnt war; und Sie wissen, Armuth berechnet sich nur nach den verschiedenen Bedürfnissen der Menschen.« Jetzt richtete Pauline plötzlich ihren Kopf in die Höhe, und sah ihn mit dem lebhaftesten Wohlwollen an. Sie sagte nichts und doch so viel. Die Nadel zitterte in ihrer Hand, — doch sie besann sich und stickte fort. Nach einer Pause fragte sie, um gleichsam das Gespräch wieder anzuknüpfen: »Wo lebt Ihre Frau Mutter?« — Eduard nannte Stuttgart, wo sie wirklich eines der ersten Häuser machte. Pauline nahm davon Gelegenheit, sich nach den schönen Umgebungen dieser Residenz zu erkundigen, und Eduard's Unglück wurde nicht weiter erwähnt. Um seinem Vorgeben desto mehr Glaubwürdigkeit zu bewirken, schränkte er sich wirklich ein und schaffte seine schönen Pferde ab. Er fuhr fort, die beiden Schwestern zu besuchen, und die Ruhe seines Herzens verstattete ihm jetzt tausend Kleinigkeiten zu bemerken, die ihm vormals entgangen waren. Keine seiner Beobachtungen war von der Art, daß sie die alte Liebe wieder anfachen konnte; hingegen erschien ihm Pauline täglich verehrungswürdiger, und ihre Häßlichkeit in einem mildern Lichte. Da er sich jetzt mehr mit ihr als mit Jeannetten unterhielt,

so hatte sie nach und nach Vertrauen zu ihm gewonnen, ihre Blödigkeit war verschwunden, sie entfaltete ihr Herz. Was ihr dabei sehr zu statten kam, war die bescheidene Ueberzeugung, daß Eduard keinen Gedanken an eine Verbindung mit ihr haben könne; das benahm ihr alle Verlegenheit, und sie zeigte ihre unbefangene, reine, schwesterliche Zuneigung.

Jeannette hingegen sah seine Besuche nicht mehr gern, die ihr dann besonders drückend wurden, wenn Moriz zugegen war. Auf diesen beschränkte sie jetzt ihre ganze Koketterie, und bald zog sie das Netz so fest über ihm zusammen, daß er sie täglich kniend beschwor, ihn am Altare zum beneidenswerthesten Sterblichen zu machen. Sie zierte sich noch ein wenig und neckte ihn noch ein Weilchen, und sprach endlich schäckernd das Jawort aus. Der Entzückte lag berauscht in ihren Armen, die kostbarsten Anstalten zur Vermählung wurden getroffen.

Eduard blieb sehr ruhig dabei; er war nicht mehr verliebt, aber es schien ihm in der That bisweilen, als ob er Paulinen liebe. Seine Sehnsucht nach ihr, wenn er sie in ein Paar Tagen nicht gesehen hatte; die Schnelligkeit, mit der ihm die Zeit verstrich, wenn er bei ihr war; der Widerwille, mit dem er sich von ihr trennte. — Alles das führte ihn oft auf den Gedanken: wie, wenn du Paulinen deine Hand bötest? Nur gegen seine Sinnlichkeit hatten Vernunft und Herz noch zu kämpfen. Indessen gab es doch schon Augenblicke, wo er ein Verlangen

fühlte, sie in seine Arme zu schließen. Eine überraschende Begebenheit entschied plötzlich.

Er empfing einen Brief seiner Mutter, in welchem eine Anweisung von hundert Thalern auf Stuttgart lag, die eines der ersten Handelshäuser an dem Orte von Eduard's Aufenthalt ausgestellt hatte. »Ich begreife nicht,« schrieb sie dabei, wie ich dazu komme? Man hat mir das Papier in einem anonymen Briefe gesandt, durch welchen ich in wenigen Zeilen ersucht werde, die kleine Gabe eines guten Herzens nicht zu verschmähen.« — Eine Flamme loderte in Eduard's Brust empor! Er zitterte, — sein Auge funkelte, — er rannte zu dem Kaufmann.

»Haben Sie diese Anweisung ausgestellt? —«

Ja.«

»Für wen?«

Ich habe die Valuta bar empfangen. —

»Von wem?«

Das darf ich nicht sagen.

»Aber die Anweisung ist an meine Mutter geschickt worden —«

Das weiß ich nicht, es geht mich auch nichts an.

»Ich bitte Sie, nennen Sie mir die Person.«

Ich darf nicht.

»Sie machen vielleicht dadurch das Glück meines Lebens.« — Der Kaufmann sah ihn verwundert an.

»Wollen Sie mir die Wahrheit sagen, wenn ich sie Ihnen nenne?«

Ja.

»Fräulein Pauline von Western —«

Errathen.

Eduard stürzte fort. Nach zwei Minuten lag er zu Paulinens Füßen und bat um ihre Hand. Sie wußte nicht wie ihr geschah, — sie konnte nicht antworten, — sie schluchzte, — er schlang seinen Arm um sie: »bin ich Ihnen zuwider?« — Jetzt sank sie an seine Brust: »Ach Gott! ich habe Sie längst geliebt! aber wie durft' ich hoffen —« Der Liebe erstes Entzücken durchströmte zwei edle Herzen. Pauline begriff nur nicht, wie Eduard zu diesem plötzlichen, stürmischen Entschluß gekommen. Sie fragte ihn oft darum, er lächelte und antwortete nicht.

Ihre Vermählung mit dem armen Eduard wurde auf denselben Tage festgesetzt, an dem Jeannette mit dem reichen Moriz sich verbinden sollte. Pauline richtete den künftigen Hausstand mit sorgender Sparsamkeit ein; ihr weißes, einfaches Brautkleid stach gegen den Silber-Glace der Schwester gewaltig ab. Eduard drückte sie feurig an sein Herz und lächelte. »Morgen,« sagte er, »werde ich die Wahl, die ich getroffen, meiner Mutter melden; Sie legen doch auch ein Briefchen bei?« — Pauline versprach es, nicht ohne sichtbare Verlegenheit, und Eduard lächelte wieder.

Am andern Tage überreichte sie ihm den Brief, zeigte ihm aber zugleich einen verbundenen Finger, der sie genöthigt habe, ihrer Schwester den Brief zu diktiren. Eduard

küßte die Finger, sah sie liebevoll an, und eine Thräne schoß in sein funkelndes Auge. Sie wurde roth und meinte, sie könne sich nicht recht in ihn finden. »Schon gut,« sagte er lächelnd und schwieg.

Der Hochzeittag brach an. Eduard kam schon früh des Morgens, und legte seiner Braut einen kostbaren Schmuck in den Schooß. Pauline erstaunte, Jeannette noch mehr, denn der Schmuck übertraf an Werth den ihrigen. »Ich habe gewuchert,« sagte Eduard scherzend, »eine kleine Summe, von einer edlen Freundin vorgestreckt, hat sich tausendfältig erzeugt.« »Von einer Freundin?« wiederholte Pauline.

»Der Schmuck ist ganz artig,« fuhr Eduard fort, »doch was Sie am meisten zieren, und mich am glücklichsten machen wird, ist in dieses Papier versteckt.«

Sie öffnete es zerstreut. Es war der Trauring in die Anweisung gewickelt. Pauline erkannte sie auf den ersten Blick und schlug glühend die Augen nieder. Eduard lag schluchzend zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie. Sie sank liebevoll auf ihn herab: »Mich so zu hintergehen!« flüsterte sie.

Als man sich endlich erklärte, umarmte die Mutter ihre gute Tochter, und Jeannette rümpfte das schöne Näschen. Sie wollte ihren Verdruß verbergen, allein ihr Hochzeitstag war zugleich der Erste ihrer Ehestandslaunen.

Mehrere Jahre verstrichen; Eduard fand zu seinem Erstaunen, daß er blind gewesen, daß seine Frau wirklich

schön sei; und sein häusliches Glück wuchs mit jedem Tage. Bei Jeannetten war es nie eingekehrt. Blühende Kinder umgaukelten Paulinen, Schooßhunde umklafften diese. Die Schwestern sahen sich selten, denn Pauline lebte nur für Gatten und Kinder, Jeannette nur für die große Welt. Hier fand sie betäubenden Ersatz für das einzige wahre Glück der Ehe, so lange ihre Schönheit ihr täglich neue Bewunderer zuzog, und so lange ihres Mannes Reichthümer zu kostbarem Aufwand die Mittel boten. Aber ach! ihre Reize begannen zu schwinden, — sie kränkelte, — die Sinnlichkeit des Gatten war abgestumpft, — sein Geldkasten ausgeleert, — der Mangel führte die Zwietracht herbei. Man vermied sich, — Madame machte Schulden, — Monsieur verspielte ihren Schmuck. Man saß sich einsam gegenüber, — die Langeweile nagte, — der Wurm in der Wand wurde hörbar. Man hub an zu klagen, und endigte mit Vorwürfen. Eines Morgens reiste Moriz ohne Abschied davon, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Arm und hilflos mußte Jeannette jetzt bei ihrer Schwester eine Freistätte suchen. Sie wurde liebreich aufgenommen und mit der zartesten Schonung behandelt, allein ihr Gewissen war minder schonend, ein hektischer Husten mergelte ihren Körper aus, keine Spur der vormaligen Schönheit war in ihrem achtundzwanzigsten Jahre vorhanden. Eine Säure, eine Bitterkeit schlichen sich in ihr Gemüth, die sie für alle häusliche Freuden unfähig machten. Die Bedienten im Hause zitterten vor ihr. Wollte die Amme den Säugling zum

Schweigen bringen, so sagte sie nur: die Tante kommt! — Die erwachsenern Kinder, wenn sie bei frohen Spielen ihren Husten von ferne hörten, schlüpften schnell hinter den Ofen und wisperten einander zu: die Tante kommt!

Madame Tiquet.

Vielleicht ein Vorbild der merkwürdigen Kriminal-Verbrecherin, die vor einigen Jahren in Berlin so großes Aufsehen erregte. Zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten war zu Paris ein Buchhändler, Namens Carlier. Er hatte eine sehr schöne Tochter, die er in ihrem fünfzehnten Jahre, mit einem Vermögen von fünfmalhunderttausend Franken, durch seinen Tod zur Waise machte. Schön und reich, also ein Heer von Anbetern, das versteht sich von selbst. Unter diesen meldete sich auch ein Parlaments-Rath, Namens Tiquet, der besonders eine alte Tante durch kostbare Geschenke in sein Interesse zu ziehen wußte. Es ist nichts leichter auf der Welt, als ein Mädchen von fünfzehn Jahren zu einer Heirath zu überreden. Leichtsinn, Neugierde, ein stummes Herz; das Verlangen für eine erwachsene Person und gar für eine Frau zu gelten; die Freude, alle Gespielinnen in Verwunderung und Neid zu versetzen; der Gedanke an den Ball nach der Hochzeit, und hundert andere dergleichen kindische Beweggründe stehen mit den überreden-

den Basen und Muhmen im Bunde. Den günstigen Entschluß der Demoiselle Carlier zu beschleunigen, übersandte der Herr Parlaments-Rath an ihrem Namensfeste einen duftenden Blumenstrauß, in dessen Mitte eine Rose von Diamanten flimmerte. Tags darauf erhielt er das Jawort. Die Vermählung wurde mit großem Pomp gefeiert, und beide Theile schienen, während der ersten Jahre, mit ihrer Wahl sehr zufrieden. Der Himmel schenkte ihnen auch zwei Pfänder der Liebe, die Madame Tiquet auf das zärtlichste an ihre mit Spitzen garnirte Brust drückte.

Daß die Frau Parlaments-Räthin gern großen Aufwand machte, war ihr eben nicht zu verargen, denn ihr Gemahl hatte ihr eingebildet, er sei eben so reich als sie. Endlich mußte sie aber doch erfahren, daß man sie hintergangen, und daß die schönen Diamanten, welche ihr das Jawort entlockt hatten, auf Rechnung ihres eigenen Brautschatzes gekauft worden. Eine solche Entdeckung kann allenfalls auch ein liebendes Herz erkälten, einem gleichgiltigen muß sie Widerwillen einflößen. Eheliche Eintracht ist eine zarte Blume, sie welkt schnell, wenn der Sonnenschein der Liebe oder die Nahrung der Hochachtung ihr mangelt. Madame Tiquet fing sehr bald an ihren Gemahl zu hassen, und dagegen einen Garde-Kapitän, Namens Mont-George, zu lieben. Sie verlangte geschieden zu werden; Herr Tiquet hingegen klagte über die unregelmäßige Aufführung seiner Frau, uud bat um Erlaubniß, sie einzusperren, wirkte auch eine lettre de cachet gegen sie aus. Die schöne Frau

erfuhr es aber noch zu rechter Zeit, und ließ sich in dieser Noth herab, sich gegen ihren Mann noch einmal der Macht ihrer Reize zu bedienen. Sie spielte die Reuige, schmeichelte, bat und liebkoste so lange, bis sie ihm den Verhaftsbefehl entwunden hatte, den sie in's Feuer warf, den schwachen Mann auslachte, und übrigens lebte wie zuvor. Der Herr Parlaments-Rath suchte zwar auf's neue eine lettre de cachet auszuwirken, aber man gab ihm zu verstehen, er sei ein Narr gewesen. Die Scheidung unterblieb sowohl als das Einsperren; beider Vermögen wurde getrennt, wie ihre Herzen es längst waren, doch behielten beide ihre Wohnung in demselben Hause, Madame rechts, Monsieur links. So verstrichen drei Jahre in stiller Kälte, ohne daß man dem Publikum viel zu schwatzen gab.

Eines Tages erschien Madame Tiquet in großer Bewegung bei der Gräfin d'Aunoy; man bemerkte es, man fragte. »Ich bin eine ganze Stunde lang bei dem Teufel gewesen,« antwortete sie. — »Da waren Sie in sehr übler Gesellschaft,« versetzte die Gräfin. Madame Tiquet erklärte sich endlich: sie hatte nämlich eine Kaffee-Prophetin besucht. »Und was prophezeite sie Ihnen?«

»O lauter schöne Dinge. In zwei Monaten soll ich über alle meine Feinde triumphiren und vollkommen glücklich werden. Leider ist das nicht möglich, so lange Monsieur Tiquet lebt, und er befindet sich gar zu wohl, als daß ich hoffen dürfte, die Weissagung in Erfüllung gehen zu sehen.«

Sie war an diesem Tage besonders gegen ihren Gemahl erbittert, weil er einen verdächtigen Thürsteher fortgejagt hatte, und Niemanden mehr vertrauend, die Thüre zur Nachtzeit selbst verschloß, und den Schlüssel unter sein Kopfkissen legte. Die Abende brachte er gewöhnlich bei einer Freundin, Madame de Villemar, zu, da war er auch heute, indessen Madame Tiquet daheim ihre Noth der Gräfin Senonville klagte, die zum Besuch bei ihr war. »Wir wollen ihn ein wenig dafür züchtigen,« sagte die Gräfin, »ich will so lange bei Ihnen bleiben, bis er nach Hause kommt; dann will ich warten, bis er sich schlafen gelegt hat, damit er wieder aufstehen muß, um mir die Hausthür zu öffnen.« – Madame Tiquet lachte, die Gräfin blieb. Allein der Herr Parlaments-Rath ließ diesmal länger als gewöhnlich auf sich warten. Plötzlich fiel ein Pistolenschuß unter den Fenstern, und man hörte Mord! Hilfe! schreien. Die Damen sandten sogleich ihre Leute hinaus, und erfuhren, daß Herr Tiquet von Meuchelmördern angefallen, und schwer verwundet zu Madame de Villemar zurück gebracht worden sei. Madame Tiquet hielt es für eine Wohlstandspflicht, sich sogleich selbst dahin zu begeben, allein man nahm ihren Besuch nicht an. Ihr Gemahl hatte viel Blut verloren, doch von fünf Wunden war keine tödtlich. Ein Polizeibeamter fragte ihn, ob er Feinde habe? »Nur Einen,« gab er zur Antwort, »meine Frau.«

Diese erschien am andern Tage ohne alle Verlegenheit bei der Gräfin d'Aunoy, vermuthlich um zu erfahren, was

man in der großen Welt von dieser Begebenheit rede. Die Gräfin fragte sie, ob Herr Tiquet seine Mörder nicht erkannt habe?

„Ach mein Gott, nein!“ versetzte sie, „und hätte er sie auch erkannt, so würde er gewiß nichts sagen, um den Argwohn auf mich fallen zu lassen. Geben Sie Achtung, mich wird man im Publikum der That bezüchtigen.“

„Aber,“ meinte die Gräfin, „man sollte den verabschiedeten Thürsteher beim Kopfe nehmen, denn der scheint sehr verdächtig.“

Als Madame Tiquet wieder nach Hause kam, fand sie ein Billet, in welchem man ihr den Rath gab, zu entfliehen, weil sie unfehlbar arretirt werden würde. Sie verschmähte diesen Wink und noch viele andere, die sie in den nächsten Tagen erhielt. Endlich fand sich sogar ein Mönch bei ihr ein, der sie dringend warnte, und versicherte, sie habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Er habe zugleich eine Mönschkutte mitgebracht, die sie anziehen sollte. Im Hofe stand ein Tragsessel bereit, vor dem Thore eine Postchaise, mit der sie nach Calais eilen, und von da nach England übersetzen sollte. Wer sich eigentlich so warm für sie interessirte, davon schweigt die Geschichte. Eine schöne junge Frau findet überall Freunde, selbst wenn sie eine Verbrecherin ist.

Madame Tiquet schlug jedoch alle diese Warnungen in den Wind, denn sie hielt sie für lauter Kunstgriffe ihres Mannes, um durch eine solche verdächtige Flucht ihr Vermögen in die Hände zu bekommen. Der Mönch entfernte

sich, als die Gräfin Senonville hereintrat. »Gut, daß Sie kommen,« rief Madame Tiquet ihr entgegen, »ich erwarte jeden Augenblick einen Besuch von der sogenannten Gerechtigkeit, und bitte Sie, so lange hier zu verweilen, damit dieses Volk mich nicht allein finde.« — Kurze Zeit darauf trat der Criminalrichter mit seinen Trabanten wirklich herein. »Sie hätten nicht nöthig gehabt,« sagte sie spöttisch zu ihm, »so zahlreiche Gesellschaft mitzubringen. Sie sehen, ich habe Sie festen Fußes erwartet, und folge Ihnen ganz freiwillig.« — Hierauf bat sie ihn, ihre Zimmer versiegeln zu lassen, damit während ihrer Abwesenheit ihre Möbeln sicher stehen möchten. Ihren Sohn, den sie sehr liebte, umarmte sie zärtlich, gab ihm Geld, um sich Spielzeug zu kaufen, und als das Kind anfing zu weinen, beruhigte sie es durch die Versicherung, sie werde bald wieder kommen, ihr werde nichts geschehen. Dann hüpfte sie die Treppe hinab, und stieg mit dem Criminalrichter in den Wagen. Auf der Straße begegnete ihr eine Dame von ihrer Bekanntschaft, welche sie sehr unbefangen grüßte, und so ruhig aussah, als ob sie herumfahre, um Visitenkarten abzugeben. Nur beim Anblick des Gefängnisses (grand Châtelet) veränderte sie die Farbe.

Ihre Sache verschlimmerte sich sehr, als ein Mensch, Namens Auguste, sich vor Gericht entdeckte, und von freien Stücken erklärte, Madame Tiquet habe ihn vor drei Jahren zum Meuchelmord ihres Mannes dingen wollen, und jener Thürsteher sei der Unterhändler gewesen. Der letztere war

gleichfalls arretirt worden, man confrontirte ihn mit Auguste, er bekannte, die Aussage desselben sei wahr, und hierauf wurde Madame Tiquet verurtheilt, den Kopf zu verlieren, ob man ihr gleich nicht beweisen konnte, daß sie an der neulichen That mitschuldig gewesen. Es gab aber ein Gesetz in Frankreich, das Gesetz von Blois genannt, nach welchem jede Frau sterben muß, die Anschläge gegen das Leben ihres Mannes gemacht hat. Das Parlament bestätigte das Todesurtheil. Herr Tiquet, der von seinen Wunden wieder hergestellt war, fuhr mit seinen Kindern nach Versailles, und warf sich dem König zu Füßen, um Gnade für die Verbrecherin zu erflehen, allein vergebens. Eine Menge Leute von hohem Stande suchten sie zu retten, der König blieb aber standhaft, denn der Erzbischof von Paris hatte erklärt, kein Ehemann werde in Zukunft seines Lebens sicher sein, wenn Se. Majestät diese Meuchelmörderin begnadigten. Er fügte hinzu, er wisse das am besten, weil, so oft von Beichtvätern ein sogenannter casus reservatus an ihn gebracht werde, derselbe fast immer eine Ehefrau betreffe, die ihren Mann habe umbringen wollen.

Das Todesurtheil blieb also unwiderruflich, die Execution wurde aber wegen des Frohnleichnamfestes auf den andern Tag verschoben, weil die Straßen wie gewöhnlich durch Altäre verbaut waren. Am Tage der Hinrichtung führte man die Delinquentin in die Torturkammer, wo sie den Criminalrichter fand, der ihr nieder zu knien befahl, und darauf das Urtheil vorlesen ließ. Sie hörte standhaft

zu, ohne die Farbe zu verändern. Hierauf hielt der Richter eine pathetische Rede, worin er ihre jetzige traurige Lage mit dem vorigen Freudentaumel ihres Lebens verglich, sie ermahnte, von den wenigen noch übrigen Augenblicken einen guten Gebrauch zu machen, und freiwillig alles zu bekennen, um der Tortur zu entgehen.

»Auch ohne Ihre Erinnerung,« versetzte Madame Tiquet ganz ruhig, »fühle ich sehr gut, welch' ein Unterschied zwischen meiner jetzigen und meiner vorigen Lage ist; denn ich befinde mich kniend vor Ihnen, und Sie wissen wohl, daß es vormals umgekehrt war. Den letzten Tag betrachte ich als das Ziel meiner Leiden. Mit eben dem Gleichmuth, mit dem ich mein Todesurtheil angehört, werde ich auch das Schaffot besteigen, doch um einige Qualen mehr zu vermeiden, werde ich nie so niederträchtig sein, mich eines Verbrechens anzuklagen, das ich nicht begangen habe.«

Auf dieser Aussage bestand sie, trotz der Vermahnung des Richters. Man schritt also zur Tortur. Schon beim zweiten Grade gestand sie Alles, was man wollte. Nur als man sie fragte: ob der Capitän Mont-George ihr Mitschuldiger sei? betheuerte sie, er wisse von nichts, denn sie habe gefürchtet, seine Achtung zu verlieren.

Sobald man in Paris erfuhr, daß es auf dem Greveplatz ein Schauspiel geben werde, eilte man, Fenster um jeden Preis zu miethen; auch wurden eine Menge von Gerüsten für die Zuschauer errichtet. Viele Tausende strömten zusammen, der ganze Hof war zugegen.

Um fünf Uhr erschien Madame Tiquet auf dem armen Sünderkarren weiß gekleidet, ihr vormaliger Thürsteher, der gehängt werden sollte, saß hinter ihr, der Pfarrer neben ihr. Es regnete so stark, daß man die Execution nicht sogleich verrichten konnte. Während dieses Aufschubs hatte sie das Schaffot vor Augen, nebst einem schwarz bekleideten Wagen, mit ihren eigenen Pferden bespannt, der bestimmt war, ihren Leichnam wegzuführen. Alles das brachte sie nicht aus der Fassung, sie blickte frei um sich auf die zahlreiche Menge. Als sie das Schaffot bestieg, reichte sie dem Scharfrichter die Hand, um ihr hinauf zu helfen, küßte aber zuvor ihre Fingerspitzen, welches zur damaligen Zeit eine Höflichkeitsbezeugung war. Zuletzt umarmte sie mit vielem Anstand den Block, und legte ihr schönes Haupt darauf.

Der Scharfrichter war so verwirrt, daß er viermal fehl hieb, erst der fünfte Streich trennte den Kopf vom Rumpfe.

So endigte das reizendste Weib in Paris ihr Leben im Frühlingsalter, dessen schöne Blüten das Verbrechen vergiftet hatte.

Lucia Nevil.

Die schöne Tochter Richard Nevil's, Grafen von Salisbury, die Schwester des berühmten Grafen von Warwik, war ein reizendes Geschöpf, von der Liebe für die

Liebe geschaffen. Doch ehe sie noch wußte, was Liebe war, vermählte man sie schon in ihrem fünfzehnten Jahre an einen Verwandten ihres Hauses, Namens Westmoreland.

Der Mann fühlte zwar den Werth des Schatzes, den er besaß, aber nur um die Rolle des Drachen dabei zu spielen. Er quälte sein schönes junges Weib durch die schrecklichste Eifersucht, die er auf Rechnung der Liebe gesetzt wissen wollte. Nun ist es wahr, ein Geliebter darf bisweilen auf diese Rechnung ungeheure Schulden machen, aber ein aufgedrungener Ehemann erinnert nur an usurpirte Rechte. Westmoreland's Gattin grämte sich, und die Rosen ihrer Jugend begannen zu welken. Noch zu rechter Zeit wurde ihr Vater es gewahr; die Heiterkeit seiner Tochter war ihm lieber, als eine vortheilhafte Familienverbindung. Glücklicherweise hatte man vergessen, um Dispensation, der entfernten Verwandtschaft wegen, nachzusuchen. Diesen Vorwand ergriff der alte Graf von Salisbury, um die Ehe trennen zu lassen. Es geschah; und jetzt zum ersten Mal zeigte sich Westmoreland wirklich als einen zärtlichen Gatten, denn er starb aus Gram. Auch Lucia erwiederte zum ersten Male seine Zärtlichkeit, denn sie weinte ihm eine mitleidige Thräne nach.

Es versteht sich, daß dieser Thränenquell sehr bald versiegte. Mit allen Reizen der Jugend, mit allen Vortheilen der Geburt geschmückt, wurde sie nun bei Hofe als Lady Nevil vorgestellt, bezauberte die Männer durch Geist und Schönheit, gewann die Weiber durch Anspruchlosigkeit.

Der halbe Witwenstand, zu dem sie sich rechnen durfte, gab ihr dabei mehr Freiheit, mehr Ungezwungenheit im Betragen, und beides wußte sie sehr gut mit dem Wohlstand zu vereinen.

Damals führte der Herzog von Gloster die Regierung als Vormund seines minderjährigen Neffen, König Heinrich des Sechsten. Das glänzende Gestirn, welches an seinem Hofe aufging, blendete auch ihn; trotz seines Alters verliebte er sich in allem Ernst. Seine Gemahlin war kurz vorher gestorben; sein Herz hörte auf, um diesen Verlust zu trauern, seit er Lady Nevil sah, und es wurde ihm sauer, sich den Gesetzen des Anstandes zu unterwerfen, zu deren Beobachtung er als Regent doppelt streng verpflichtet war. Er blieb Herr genug über sich, der schönen Lucia seine Wünsche zu verbergen; aber ihren Vater machte er zum Vertrauten seiner ernsten Absichten.

Salisbury, geschmeichelt durch die Aussicht, der Schwiegervater des Regenten zu werden, belebte die Hoffnungen des alten Mannes. Man kam überein, daß, bis zum Ablauf der Trauerzeit, Niemand, auch nicht einmal die Hauptperson, etwas erfahren sollte. Man vergaß, daß diese letztere gerade in ihrer Freudenzeit lebte; daß sie Herr ihres Herzens und ihrer Person zu sein glaubte; daß kein Recht, von einem Frauenzimmer besessen, lange unausgeübt bleibt, und daß es folglich gefährlich war, hinter dem Berge zu halten, zumal, da man täglich vor Augen sah, daß die liebenswürdigsten jungen Männer ihr um die Wette den Hof mach-

ten. Freilich bewachte man ängstlich jeden ihrer Blicke, um zu bemerken, ob sie Einen derselben auszeichne? Allein der alte Gloster beruhigte sich viel zu schnell, als er sich überzeugt hatte, daß kein Höfling von allen, die im Stande waren, der Lady Nevil ihre Hand anzubieten, sich rühmen dürfe, Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Amor, der nicht unter die Vertrauten des Herzogs von Gloster gehörte, hatte nicht für nöthig gefunden, die äußern Umstände ängstlich abzuwiegen. Der blinde Gott, nach seiner Weise aller Gesetze spottend, schoß Einen seiner brennendsten Pfeile in die Brust des Herzogs von Sommerset, der leider schon vermählt war, und keinen Vorwand hatte, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Auch Lucia blieb nicht verschont, sie lernte zum ersten Mal die Liebe kennen; sie berauschte sich in ihrem Becher, und der einzige Zwang, den beide Liebende sich auflegten, war die sorgfältigste Verhehlung ihres Geheimnisses.

Indessen lief die Trauerzeit des alten Regenten ab. Von dem Glanze seines Ranges und dem matten Schimmer seiner Liebe umgeben, eilte der Ungeduldige zu den Füßen der erstaunten Lady Nevil, und bat um ihre Hand. Die arme Lucia liebte so herzlich, daß nicht einmal ihre Eitelkeit bei diesem glänzenden Heirathsvorschlag sich regte. Sie bat um Bedenkzeit, denn wie konnte sie antworten, ohne vorher mit Sommerset gesprochen zu haben. — Diesem war die Nachricht ein Donnerschlag. Freilich sah er die Vortheile einer solchen Verbindung wohl ein; er begriff,

daß deren Vollziehung sogar einen noch dichteren Schleier über seine glückliche Liebe werfen, und er im Grunde bei dem alten Nebenbuhler nichts verlieren würde; hundertmal zählte er alle diese Vortheile auf, hundertmal überredete er selbst Lucien, das Opfer zu bringen; aber sobald sie wankte und nachzugeben schien, gerieth er in Verzweiflung, und machte ihr die bittersten Vorwürfe.

Endlich mußte doch ein Entschluß gefaßt werden. Die Vernunft siegte, wenigstens für einige Augenblicke, und der Herzog von Gloster erhielt das Jawort. Aber kaum ausgesprochen, wurde es auch schon bereut. Sommerset fing an, seine Geliebte auf das grausamste zu tyrannisiren; er verlangte, daß der Zeitpunkt der Vermählung immer weiter und weiter hinausgeschoben werde; jeder freundliche Blick, jede unbedeutende Höflichkeit, die Lady Nevil ihrem alten Bräutigam erwies, setzte den Liebhaber in Wuth. Das arme geängstigte Weib that alles, was er begehrte.

So lange der Herzog von Gloster seine redlichen Absichten noch nicht erklärt hatte, so lange ließ er sich wohl gefallen, daß man ihn vermied, oder mit Zurückhaltung behandelte; aber jetzt, mit den Rechten des Bräutigams ausgerüstet, war diese fortdauernde Kälte ihm kränkend, und die ängstliche Verlegenheit seiner Braut auffallend. Mehrere Male des Tages, wenn er sie besuchen wollte, war sie für ihn nicht zu Hause, und oft wußte man ihm nicht einmal zu berichten, wo sie sei. Zuweilen nannte man ihm einen Ort, den sie angegeben; er flog dahin, und fand sie nicht. Was sollte er davon denken?

Das Alter ist ohnehin argwöhnisch; die Liebe ist es auch — welche doppelte Herzensqual! — Er fing an Spione auszusenden, man schlich der Lady überall nach; aber sie war schlau und vorsichtig, man verlor sie am Ende stets aus dem Gesicht, und konnte nicht errathen, wohin sie entschlüpft war. Diese Nachrichten vermehrten Gloster's Argwohn, ihre Untreue schien ihm erwiesen. Er verdoppelte die Zahl seiner Spione, er setzte einen hohen Preis auf die Entdeckung, und fügte zugleich den blutigen Befehl hinzu, im Falle man einen Nebenbuhler antreffen würde, ihn auf der Stelle niederzustoßen. Sommerset entging diesen Nachstellungen nur durch die äußerste Vorsicht, oft nur durch ein halbes Wunder.

Indessen wuchs mit des Regenten Eifersucht auch seine Liebe. Er glaubte sich betrogen, und vermochte dennoch nicht, das Joch abzuwerfen. Gewißheit zu erlangen wünschte und fürchtete er, doch Monate lang bemühten seine Lauscher sich vergebens, denn Lucia schlich nur noch in abwechselnder Verkleidung zu ihrem Rendezvous und das Glück stand ihr bei, die Lauerer zu hintergehen. Die Berichte wurden immer magerer, immer unbestimmter; der alte Gloster wagte zu hoffen, und endlich zu glauben, was er wünschte: die Unschuld seiner Braut.

Der Hochzeittag wurde angesetzt; der Liebhaber sah ihm mit Schaudern entgegen. Am letzten Morgen, an dem er die Geliebte noch ganz sein nennen durfte, beschwor er sie, ihm noch eine Zusammenkunft in einem Dorfe jenseits der

Themse zu gewähren. Sie hatte an diesem Tage tausenderlei kleine Geschäfte und eine Menge Wohlstandspflichten zu erfüllen, aber ihr Herz konnte den Bitten des Trostlosen nicht widerstehen. Sie versprach zu kommen, und sie kam. Auch diesmal war sie verkleidet, doch hatte sie in der Verwirrung manche der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln vernachläßigt; ein Auflauerer bemerkte sie, schlich ihr nach bis in jenes Dorf, und eilte zurück, dem Bräutigam seine Entdeckung mitzutheilen. Wüthend ergriff Gloster seinen Degen, hüllte sich in einen Mantel, nahm seine getreuesten und entschlossensten Leute mit sich, und eilte, von Eifersucht beflügelt, an den angewiesenen Ort.

Er kam zu spät. Der Abend dämmerte schon. Die Liebenden waren entwichen. Er forschte bei den Bauern, welchen Weg sie genommen? — Man sagte ihm, die Fremden hätten sich vermuthlich eines Boots bedient, welches täglich zu gewissen Stunden nach London abzugehen pflegte. Die Bauern hatten Recht; Lady Nevil war wirklich mit diesem Fahrzeug abgegangen, das gewöhnlich voll gemeiner Menschen war, von denen sie nicht erkannt zu werden fürchten durfte. Sommerset hingegen hatte seinen Rückweg zu Lande längs dem Ufer genommen.

Gloster schäumte vor Wuth, daß die Verbrecher ihm abermals entschlüpft waren. Noch eine Hoffnung blieb ihm übrig. Das schwerbeladene Fahrzeug konnte nur langsam gehen, und war erst vor wenigen Minuten vom Ufer abgestoßen. Er warf sich in einen leichten Nachen, streute Gold

unter die rüstigen Bootsknechte, durchschnitt pfeilschnell die Wellen der Themse, und gelangte wirklich einige Augenblicke früher, als das Marktschiff, an den Platz, wo es zu landen pflegte. Unterdessen war es sehr finster geworden, wie sollte er die erkennen, die er suchte?

Ein vollgepfropftes Fahrzeug näherte sich dem Ufer. »Woher kommst du?« fragte Gloster den ersten Bootsknecht, der herüberspringt, um das Seil zu befestigen. Dieser nennt das bewußte Dorf. Nun war der Regent seiner Sache gewiß. Die Schwierigkeit, im Dunkeln unter einer Menge von Passagieren, gerade die beiden Schuldigen zu treffen, hielt den Wüthenden nicht zurück. Sie sollten seiner Rache nicht entgehen, müßte er auch darüber zum Mörder von zwanzig Unschuldigen werden. »Stoßt Alles nieder, was sich im Boote befindet!« herrschte er seinen Trabanten zu, und, das Beispiel gebend, stürzte er mit gezücktem Dolch voraus in das Fahrzeug. Ein Frauenzimmer trat ihm entgegen, ihr seidenes Gewand verrieth ihm, daß sie keine Bäurin sei, er stieß ihr ohne weitere Untersuchung den Dolch in die Brust, und flüsterte ihr dabei einige Worte zu, die Rache und Eifersucht ihm eingaben.

Es war in der That die unglückliche Lucia, die den Regenten sogleich an der Stimme erkannte, und, als sie sich verwundet fühlte, trotz ihres grausen Schreckens, Besinnungskraft genug behielt, einem zweiten Stoße des Rasenden dadurch auszuweichen, daß sie sich in die Themse warf. Sie verstand nicht zu schwimmen. Die damalige Kleider-

mode kam ihr zu statten, ihre vielen Röcke hielten sie über dem Wasser; heutiges Tages wäre sie sogleich versunken. Indessen konnten ihre Röcke nur so lange von Nutzen sein, als sie nicht voll Wasser gesogen waren, dann aber mußten sie ihren Untergang beschleunigen. Sie trieb einige Augenblicke mit dem Strome, und schon war sie, bei der Londner Brücke dem Sinken nahe, als glücklicherweise ein Schiffs-Kapitain aus der Normandie sie gewahr wurde. Der ehrliche Normann fuhr eben auf einem Boote nach seinem Schiffe zurück, das in der Themse vor Anker lag, er hatte eine Laterne bei sich, die ihren matten Schein auf die Welle warf, welche Lucien kaum noch trug. Er rettete die Hülflose, brachte sie ohnmächtig auf sein Schiff, und, ohne sie zu kennen, leistete er ihr gutmüthig alle Hülfe, die in seinen Kräften stand.

Sie kam zu sich. Ihre Wunde war nicht gefährlich; der Stoß, den die Wuth führt, ist unsicher. Sie hatte nur viel Blut verloren, und mit dem Blute war auch der Rausch der Liebe von ihr gewichen. Ihr Leben in Sicherheit zu bringen, war jetzt ihr einziger Gedanke. Sie wurde ruhiger als sie vernahm, daß sie sich auf einem französischen Schiffe befände. Dem rohen Edelmuth ihres Retters vertrauend, entdeckte sie ihm Alles, und beschwor ihn, sie nach Frankreich zu führen. Ein engelschönes, bittendes Weib, in einer solchen Lage, ruft das Mitleid eines Mannes nie vergebens an. Nach wenigen Tagen lichtete der Schiffer seine Anker, und setzte sie wohlbehalten in Frankreich an's Land.

Zu ihrem Glück traf es sich, daß Margaretha Stuart eben nach Paris kam, um sich mit dem Dauphin zu vermählen. Diese Prinzessin nahm sie, durch eine rührende Erzählung ihrer Leiden, für sich ein, ohne jedoch ihre Schwachheit für den Herzog von Sommerset zu erwähnen. Unter erborgtem Namen lebte sie eine Zeitlang büßend, aber ruhig unter Margarethens Schutze, bis ihre Wohlthäterin starb, und die noch immer schöne junge Frau am üppigen französischen Hofe neuen Verführungen ausgesetzt blieb. Doch ihre Schicksale hatten sie weise gemacht, ihr Leben war jetzt tadellos. Die veränderten Umstände in England gaben ihr den Muth, die Rückkehr in ihr Vaterland zu wagen. Sie ging nach Abbeville, wo gerade damals Margaretha von Anjou im Begriff stand sich einzuschiffen, um mit Heinrich dem Sechsten den Thron von England zu theilen. Die junge Königin nahm die schöne Büßende gütig auf, und von ihr geschützt, betrat sie die väterlichen Ufer wieder.

Was in ihr vorgegangen, als sie den geliebten Urheber ihrer Leiden zum ersten Mal erblickte? Ob ihre tugendhaften Vorsätze gegen die süßen Erinnerungen der Vergangenheit sich glücklich behauptet haben? davon schweigt die Geschichte. Wäre sie aber auch unbescheiden genug, es auszuplaudern, so würde ich doch dem Leser nichts mehr verrathen.



Anekdoten.

Ein Mann, der das Lügen nicht leiden konnte, pflegte jedesmal zu widersprechen, wenn ein gewisser berühmter Lügner den Mund aufthat. Einst erzählte dieser auch eine Neuigkeit, und jener behauptete alsobald, es sei nicht wahr; erbot sich sogar zu einer Wette. Ein Freund zischelte ihm in's Ohr: »Nehmen Sie sich in Acht, die Neuigkeit ist wirklich wahr.« — »Nun,« erwiederte der Lügenfeind, »warum erzählt Er es denn?«

Liebe Zuhörer, sprach ein Prediger, bewundert Simson's Stärke, der mit einem Esels-Kinnbacken tausend Philister über die Klinge springen ließ.

»Ich habe in der Schlacht bei * * einem Franzosen die Beine abgehauen,« rühmte sich ein junger Held. »Warum nicht lieber den Kopf?« fragte ein Anderer. Ganz naiv antwortete Jener: »der war schon fort.«

»Ist es nicht abscheulich,« rief ein Prediger auf der Kanzel, »daß wir, trotz der vielen Wohlthaten Gottes, noch immer sündigen?« und bei diesen Worten gab er sich selbst ein paar tüchtige Ohrfeigen. Alsobald ahmte jeder Zuhörer sein löbliches Beispiel nach, und die Kirche erschallte von viertausend Ohrfeigen.

Ein berühmter Arzt empfahl einem Gelehrten eine Arzenei; dieser brauchte sie vier Jahre lang und wurde endlich gesund. Als er solches dem Arzt erzählte, rief dieser mit großem Ernst: »Vier Jahre! nun fürwahr, Sie sind würdig, ein Kranker zu sein.«

»Um Gotteswillen!« rief eine Witwe, »begrabt diesen Todten nicht neben meinen Mann.« — Warum nicht? wurde gefragt — »der Mensch ist an den Pocken gestorben, und mein Mann hat sie noch nicht gehabt.«

Ein Fürst, der von gierigen Höflingen umgeben war, sagte einst zu Fontenelle: »Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß mein Glaube an Ehrlichkeit sehr gering ist.« — „Gnädigster Herr,« antwortete Fontenelle, »es gibt ehrliche Leute, aber sie suchen die Fürsten nicht auf.«

Eine englische Schauspielerin hatte mit vielem Beifall eine Manns-Rolle gespielt, und that sich was darauf zu gute, sprechend: »wahrhaftig, das halbe Parterre hat mich wirklich für eine Mannsperson gehalten.« »Das hat nichts zu bedeuten,« antwortete ein Spaßvogel, »die andere Hälfte ist vom Gegentheil überzeugt.«

Literarische Anekdoten.

Unerschöpflich an Hilfsmitteln ist der Gelehrten Neid, wenn es darauf ankommt, einen verhaßten Günstling des Publikums herab zu setzen. Als eine ihrer Hauptwaffen gebrauchen sie die Behauptung: das ist schon da gewesen, der Gedanke ist gestohlen u. s. w. Finden sie keine Beweise dafür, so machen sie welche. Hier ein Beispiel: als Milton sein verlornes Paradies geschrieben hatte, und jede Zunge ihn pries; da ärgerte sich ein Schottländer, Namens Wilhelm Lauder, und ließ ein Büchlein drucken: **An Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his paradise lost.** In diesem Pamphlet schalt er den großen Dichter einen unverschämten Plagiarius, der sein Werk aus lauter Gedankenspänen neuerer Schriftsteller zusammen geflickt hätte. Unter andern Beweisen führte er die schöne Stelle an: »Besser herrschen in der Hölle, als Sklav im Himmel sein,« und behauptete, sie stehe wörtlich in einem sehr selten gewordenen lateinischen Trauerspiele des Hugo Grotius, Adamus Exul (der verbannte Adam), das in Holland gedruckt worden. Er begnügte sich auch nicht, die Behauptung blos hinzuwerfen; o nein, er führte die Stelle wirklich an, und sie lautete so:

Alto praeesse Tartaro, si quidem juvat,
Coelis quam in ipsis servi obire munia.

Adamus Exul.

Tausende lasen und glaubten es, denn wer gibt sich die Mühe nachzuschlagen? Höchstens ein Gelehrter von

Profession, und glücklicher Weise fand sich ein solcher, Namens Douglas. Dieser entlarvte den Neid; der wackere Herr Lauder bekannte seine Spitzbüberei und bat das Publikum öffentlich um Vergebung.

Wäre nun aber auch wirklich Hugo Grotius Verfasser jener Verse gewesen, folgt denn daraus, daß Milton ihn eben geplündert haben mußte? Geschieht es nicht tausendmal in der Welt, daß zwei gute Köpfe auf einen und denselben guten Gedanken gerathen? zumal, wenn er so nahe liegt wie dieser? — Schon das alte Sprichwort: »Besser der Erste im Dorfe, als der Zweite in Rom,« konnte den Sänger des verlornen Paradieses auf die, in Satans Munde so passende Aeußerung geleitet haben.

Doch ich gehe noch weiter. Hätte Milton auch wirklich dem Hugo Grotius einen Gedanken abgeborgt, der dort in einem vergessenen lateinischen Trauerspiele verloren lag, wäre dies ein Verbrechen gewesen? Schreiben die Gelehrten nicht täglich Stellen aus fremden Büchern in ihre Werke? — Freilich, sie citiren die Quelle. Also hätte Milton, den Pedanten zu Liebe, sein Gedicht mit Citaten schmücken sollen? Er schrieb aber nicht für Pedanten, und wenn ein Baumeister einen schönen Marmorstein, den er in fremden Ruinen fand, in ein neues Gebäude vermauert; muß er, so oft sein Gebäude bewundert wird, den Beschauer zu jenem Steine führen, um ihm zu entdecken, wo der einst lag?



Miszellen.

Der große Kastanienbaum.

Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru, der im sechshundertzehnten Jahre der Hegyra den Thron bestieg, hatte ein Unglück, das manchen Fürsten trifft, er machte sich und andern stets Langeweile. An seinem Hofe ging es so still und förmlich zu, wie bei einem chinesischen Gastmahl, niemand sprach, niemand lachte, jedermann gähnte; aber um des Wohlstandes willen nannte man die Langeweile Schwermuth. Dennoch verglichen die Höflinge ihren sauertöpfischen Sultan mit einem großen Kastanienbaume, der vor seinem Palaste stand; die starken Wurzeln bedeuteten seine Macht; die herrliche, in die Wolken strotzende Krone seinen hohen Geist, und die Zweige, die, zur Erde hängend, ihre Früchte boten, seine Wohlthätigkeit.

Das war nun alles recht schön, und natürlich auch wahr, denn Höflinge lügen nie; aber es vertrieb des Sultans Schwermuth nicht. Um diese zu zerstreuen kam er endlich auf den Einfall, sich einen Philosophen zum Gesellschafter zu erwählen. Warum nicht lieber einen Hofnarren? Dem würde es besser gelungen sein; allein der Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru hielt es unter seiner Würde, von einem solchen Geschöpf den Thron umgaukeln zu lassen.

An einem schönen Morgen saß er mit seinem Philosophen am offenen Fenster und gähnte. Da nahm jener das Wort: »O Beherrscher der Gläubigen! Quell der Weisheit! Strom der Gnade! Meer der Barmherzigkeit!« — (Philosophen sparen nie die Titel, wenn sie mit großen Herren reden) — »man hat dich schon so oft mit diesem Kastanienbaume verglichen, doch stets die Hauptähnlichkeit übersehen, oder verschwiegen. Denn so wie dieser Baum alle Bäumchen um sich her durch seinen Schatten am freudigen Wachsthum hindert, so raubst du deinem ganzen Hofe den leichten, frohen Sinn durch deine Schwermuth.«

»Nicht übel,« erwiederte der Sultan, »und leider auch wahr! doch wie steht's zu ändern? Lehre d u mich lachen. Ich verspreche dir, jedesmal, da es dir gelingen wird, mir ein Lächeln zu entlocken, mit einem kostbaren Ringe dich zu beschenken.«

»Ach!« rief der Philosoph, dann werden meine Finger wohl ewig unberingt bleiben. Sei es üble Laune, sei es ein zu ekler Geschmack; deine Hoheit wird mein attisches Salz stets fade finden.«

»Versuch' es,« entgegnete der Sultan, »der Ring ist dein, so oft du mir beweisest, daß ich von Rechtswegen hätte lachen s o l l e n.«

Jetzt nahm der Philosoph sich zusammen; nicht eben um der Ringe willen, die hatten keinen andern Werth für ihn, als daß es ihm bequem schien, künftig an seinen Fingern die Eigenschaften edler Steine philosophisch zu un=

tersuchen; nein, aus purem lautern Patriotismus und reiner Ergebenheit für den größten aller Sultane. Zuerst erzählte er die Geschichte von jenem griechischen Weltweisen, der einen Esel Feigen fressen sah, und sich darüber zu Tode lachte. — Aladdin verzog keine Miene, sondern bemerkte blos, der Esel sei klüger gewesen, als der Weltweise.

Darauf rückte der Gesellschafter mit Zadig's Witwe hervor, die ihrem hochbetrauerten Manne die Nase abschneiden wollte, um eine Kolik ihres Liebhabers damit zu heilen. Vergebens! — weder diese noch eine Menge ähnlicher Anekdoten vermochten des Gebieters Stirn zu entrunzeln. Umsonst plünderte der Philosoph ein arabisches Vademekum in zwanzig Bänden, und einen arabischen Kästner, der siebzigtausend Epigramme gedrechselt hatte; der Sultan fand wohl manches artig, unterhaltend; aber er lachte nicht.

Da holte der Verzweifelnde den letzten Pfeil aus seinem Köcher. »Gestern,« sprach er, »setzte sich eine Wolke von Krähen auf dem Wipfel des großen Kastanienbaums; dein Hofmarschall, entrüstet über diese Frechheit, wollte sie verjagen; er machte Geräusch, sie flogen nicht weg; er warf mit Steinen hinauf, sie blieben sitzen. Wüthend umfaßte er den Stamm des Baumes, und wollte ihn schütteln, aber der ungeheure Stamm rührte sich nicht. Da mußte ich laut lachen über sein Beginnen, und wärest du Zeuge davon gewesen, fürwahr, du hättest mitgelacht, der Hof-

marschall würde den Ring empfangen haben. Sieh', großer Sultan, du bist der Baum; die Krähen sind deine Grillen; der Mann, der den Baum schütteln will, der bin ich.»

Aladdin lachte nicht, aber er lächelte, und gab ihm den Ring.

Rameau und die Schildkröte.

Wenn wir gleich schon längst von Rameau's Musik nichts mehr zu hören bekommen, so wird doch der Name dieses großen Tonkünstlers, der die Wiedergeburt der französischen Musik vorbereitete, nie vergessen werden. Er war ein liebenswürdiger Enthusiast für seine Kunst, er lebte und webte nur in ihr, und alles in der Natur bezog er auf sie. Einst war er in einen Garten zum Mittagsessen gebeten; als er kurz vor dem Essen dort auf und nieder ging, fiel es ihm sehr auf, daß zwei große Schildkröten, die der Wirth zahm gemacht hatte, ihm wie Schooßhunde folgten. »Ha!» rief er aus, »ich möchte doch wissen, ob dieses schwerfällige dumme Vieh auch mit irgend einer Reizbarkeit begabt ist?» — In diesem Augenblicke trat der letzte von den erwarteten Gästen, ein gewisser Barbaud, herein, der den Gesang liebte, und selbst eine schöne Stimme hatte. Da man sogleich zur Tafel ging, so blieb Rameau's Ausruf unbeantwortet, allein der Wirth hatte ihn nicht überhört; unter irgend einem Vorwande stand er

auf, und veranstaltete einen Scherz. Rameau war lebhaft und neugierig. Beim Dessert wurden seine Blicke auf eine verdeckte, in eine Serviette gebundene Schüssel gezogen, er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die Serviette aufzuknüpfen, und den Deckel wegzuheben. Siehe, da saß die größte der beiden Schildkröten ganz gelassen, und Rameau prallte zurück, fast ein wenig empfindlich über den Scherz. Aber seine Stirne entrunzelte sich augenblicklich, als der Wirth erklärte, es sei geschehen, um einen Versuch zu machen, ob die Schildkröten des Tonsinns wirklich ganz beraubt wären oder nicht? Barbaud wurde zu singen gebeten. Gefällig verließ er seinen Sitz, kniete der Schildkröte gegenüber, legte das Kinn auf die Tafel, und begann mit gedämpfter Stimme die damals sehr beliebte Arie: tout ce qui respire, reconnoit l'empire du charmant amour. Anfangs saß die Schildkröte stille, streckte aber bald den Kopf ganz aus ihrer Schale, verlängerte den Hals, drehte ihn nach dem neuen Amphion, und schien in der That so aufmerksam zu horchen, daß Rameau's Augen schon vor Vergnügen funkelten. Barbaud verstärkte nach und nach seine Stimme, und drückte besonders das charmant amour in gehaltenen Tönen aus. Siehe, da verließ die Schildkröte ihre Schüssel, wackelte über die Tafel gerade auf den Sänger los, blieb dicht neben ihm stehen, und schien ihm die Töne vom Munde wegschnappen zu wollen. Jetzt konnte Rameau sich nicht länger halten: »Meine Herren!« rief er schluchzend, und Thränen rollten

ihm über die Wangen, »meine Herren! bei Gott! sie empfindet die Gewalt der Musik.« Er sprang auf, nahm die Schildkröte in seine Arme und liebkoste ihr, wie einem Kinde. Lange konnte er diesen Triumph seiner Kunst nicht vergessen. So wie einst Lafontaine, nachdem er zum ersten Male den Propheten Baruch gelesen, alle seine Bekannten auf der Straße anhielt, um ihnen dies Buch zu empfehlen, so erzählte Rameau einige Wochen lang Jedem, der ihm begegnete, die Geschichte von der musikalischen Schildkröte. Schade, daß der Schädel dieses Thieres nicht aufbewahrt, und unserm berühmten Gall zugesandt worden ist, um daraus zu beurtheilen, ob es wirklich den Tonsinn besessen hat?

Den wackern Rameau verleitete sein unbezweifelter Tonsinn bisweilen aber auch zu Grausamkeiten. Ein Freund der ihn eines Morgens besuchte, fand seine Gattin in Thränen, weil Rameau ihren Schooßhund zum Fenster hinaus geworfen hatte. „Ja, ja," sagte Rameau, »ich kann es nicht läugnen; aler es war nicht länger auszuhalten, die Bestie b e l l t e unausstehlich f a l s ch.

Die Bibliothek des Königs von Indien.

Ein König in Indien — wie er hieß, weiß ich nicht — also ein namenloser König hatte eine so zahlreiche Biblio-

thek, daß er tausend Kameele damit beladen konnte, und hundert Braminen besoldet werden mußten, um sie in Ordnung zu halten. Es schien ihm doch zu weitläufig, alle diese Bücher zu lesen, darum trug er seinen hundert Braminen auf, ihm eine Quintessenz, ein Handbuch zu eignem königlichen Gebrauch heraus zu ziehen. Die gelehrten Herren Bibliothekare gehorchten, und gingen mit solchem Eifer an's Werk, daß sie zur Beschämung unsers Krünitz in zwanzig Jahren eine kleine Encyklopädie von zwölftausend Bänden zu Stande brachten, welche ganz bequem von dreißig Kameelen getragen werden konnte. Sie hatten die Ehre, solche dem Monarchen zu überreichen, aber er las nicht einmal die Dedikation, die doch kaum den ersten Band füllte: »Wir sind,« sagte er, »indessen um zwanzig Jahre älter geworden, und die Regierungslast ist bereits so schwer, daß wir die Bücherlast von dreißig Kameelen nicht wohl hinzu fügen können.« — Die unermüdeten und gut bezahlten Braminen machten abermals Auszüge; aus den dreißig Lasten wurden fünfzehn, dann zehn, dann vier, endlich zwei, und als das Werk noch immer zu voluminös schien, brachten sie es so weit, daß ein einziger Esel es fortschleppen konnte. Der königliche Abscheu vor dicken Büchern hatte aber mit dem Alter zugenommen.

Da sprach der weise Pilpai, sein Vezier: »Erhabenste Majestät! obgleich die königliche Bibliothek mir nur wenig bekannt ist, so bin ich doch im Stande, einen Auszug daraus zu liefern, den du in einer Minute lesen,

und über welchen du — wenn es dir beliebt — dein ganzes Leben lang denken kannst.» Er faßte einen goldenen Griffel, und schrieb auf ein Palmblatt:

»Das Wörtchen vielleicht ist der Kern aller Wissenschaften. Drei Worte begreifen die Geschichte der Menschen: sie wurden geboren, litten, starben. — Liebe nur das Gute, und thue, was du liebst; denke nur das Wahre und sage nicht alles, was du denkst.»

Pilpai schwieg, und der König schwieg auch; folglich hat man nie erfahren, ob seines Veziers Esprit das Glück gehabt hat, ihm zu gefallen. — In der kleinen Encyklopädie der Braminen stand aber doch sonst noch manches Gute, wovon wir ohne Bedenken einiges ausheben, weil sich schwerlich unter unsern Lesern ein indischer König befindet.

Der Günstling eines Sultans warf einen Stein nach einem Derwisch, der ein Almosen von ihm begehrte. Der Derwisch hob den Stein auf, und verwahrte ihn mit dem Vorsatz, früh oder spät den grausamen Höfling damit zu treffen. Einige Zeit nachher vernahm er, der Günstling sei in Ungnade gefallen, und werde so eben durch die Straßen geführt, um vom Pöbel verspottet und beschimpft zu werden. Rasch griff der Derwisch nach seinem Stein, und — warf ihn in den Brunnen. »An einem mächtigen Feinde,» sagte er, »rächt sich nur ein Thor; an einem unglücklichen nur ein Schurke.»

Ein Araber in der Wüste hatte seit drei Tagen nichts

genossen, und war dem Hungertode nahe. Endlich fand er im Sande einen kleinen ledernen Sack, ergriff ihn, betastete ihn, und rief: »Allah sei gelobt! das sind Datteln oder Nüsse.« Hastig öffnete er den Sack, blickte hinein, und seufzte: Ach! es sind nur Perlen!

Quin und Thomson.

Jener ist als vortrefflicher Schauspieler, dieser als lieblicher Sänger der Jahreszeiten hinlänglich bekannt. Thomson war sehr arm, als er nach London kam, und wußte oft nicht, wo er ein Mittagsbrot suchen sollte. Er mußte Schulden machen. Seine Jahreszeiten wurden gedruckt, allein die Musen nahmen, wie gewöhnlich, mit Ruhm vorlieb, und der Dichter brauchte Geld. Ein böser Gläubiger, aus dessen Herzen Thomson's Frühling den ewigen Winter nicht verscheuchte, ließ ihn einsperren. Das erfuhr Quin, eilte zu dem Richter und verbürgte sich für ihn. Dann trat er in's Gefängniß. »Ich bin der Schauspieler Quin,« sagte er, »wünsche Ihre Bekanntschaft und bitte um die Erlaubniß, mit Ihnen zu speisen.« Er hatte bei dem nächsten Gastwirthe das Essen bestellt. Ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, setzte er sich zu Tische, war fröhlich und guter Dinge, trank dem erstaunten Thomson fleißig zu, und erst nach einigen Stunden wagte der blöde

junge Dichter die Frage: wie es zugehe, daß ein so berühmter Mann, als Quin, einen unberühmten, schottischen Jüngling im Gefängniß aufsuche und so großmüthig behandle?

»Lieber junger Mann,« sagte Quin, „Sie wissen nicht, wie viel ich Ihnen verdanke. Ich litt an unserer Nationalkrankheit, dem verdammten Spleen, mein Arzt, ein hochberühmter Mann, erschöpfte seine Kunst vergebens an mir; da fielen eines Tages Ihre Jahreszeiten mir in die Hände, ich las — dies Vergnügen war die kräftigste Arzenei für mich — ich las und wurde gesund. Aus Dankbarkeit vermachte ich Ihnen in meinem Testamente hundert Pfund Sterling. Nun habe ich aber noch gar keine Lust zu sterben, und es ist eine große Frage, ob Sie das Geld nach meinem Tode eben so gut brauchen können, als jetzt; darum habe ich für besser gehalten, Ihnen meine Schuld sogleich zu entrichten.« Bei diesen Worten ließ er eine Banknote von hundert Pfund unter seinen Teller schlüpfen, stand auf, umarmte den Jüngling und verschwand.

Die Begebenheit erregte Aufsehen; jedermann wollte nun die Jahreszeiten lesen, in sechs Monaten mußten zwei starke Auflagen davon veranstaltet werden, und Thomson war geborgen.



Die Brüderschaft des Hornes.

»Im Weine ist Wahrheit,« sagte das alte lateinische Sprichwort, und der alte Dichter Owen fügte hinzu: »folglich werden die Deutschen sie ganz gewiß finden.«

Si latat in vino verum, ut proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto, vel inveniet.

Schon lange vor Owen, und auch lange nach ihm, hat man die Deutschen, in Versen und in Prosa, mit ihrer Neigung zum Trunke geneckt. Tacitus erzählt: Tag und Nacht zu trinken, ist keine Schande unter den Deutschen — trinkend stiften sie Bündnisse, Versöhnungen; trinkend wählen sie ihre Fürsten, beschließen Krieg und Frieden. Bei Trinkgelag, sprechen sie, herrscht keine Verstellung, der Wein befeuert zu kühnen Unternehmungen. — Mit Ernst warf Salvian im fünften Jahrhundert den Deutschen ihre Unmäßigkeit vor, und mit Verachtung sprach der griechische Kaiser Nicephorus Phocas, im Jahre 968, zu dem Bischof von Cremona, dem Gesandten Otto des Ersten: »Die Kriegsleute deines Herrn machen den Bauch zum Gott, und sind nur tapfer im Zechen.« — Am auffallendsten ist, daß sogar die Kaiser bei ihrer Krönung dem Papste schwören mußten, fein nüchtern zu bleiben. Vis sobrietatem cum Dei auxilio custodire? (willst du mit Gottes Hilfe nüchtern bleiben?) war die förmliche Frage, die der Papst an den Kaiser zu richten pflegte.

Der Adel gab im Trinken den Fürsten nichts nach; durch Trinken bewies er eben sich des Adels würdig, daher ein alter Dichter, Bruschius, selbst ein Deutscher, von ihm sang:

Illic nobilitas alterno nomine digna
Exhaurire cados, siccareque pocula longa.

Nicht allein die Ehre, auch die Frömmigkeit vertrug sich im Mittelalter mit der Neigung zum Trunke. Die Einwohner von Straßburg, Männer und Frauen, versammelten sich am 29. August in ihrer Hauptkirche, deren Fest der Weihe sie an diesem Tage beginnen, nicht durch Singen und Beten, sondern durch Essen und Trinken. Zwar, gesungen wurde auch dabei, aber nur Gassenhauer. Jedermann mußte trinken, und wer, vom Weindunst umnebelt, in einem Winkel eingeschlafen war, den weckte man mit Nadelstichen. Die Dominikaner, welchen die Kirche zugehörte, fanden ihren Vortheil bei diesen Orgien und schwiegen. Erst im Jahre 1480 predigte ein frommer, unerschrockener Mann, Johann Geiler, dagegen, konnte jedoch das beliebte Volksfest nicht ausrotten, bis es endlich auf einem zu Saverne gehaltenen Synod, 1549, ganz abgeschafft wurde.

Unser braver Luther war auch kein Feind von einem guten Trunk; man kennt sein Sprüchlein: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Seine Feinde behaupten unter andern: im Gasthof zum schwarzen Bären in Jena habe er, mit Karlstadt zechend, zuerst die Lehre von der körperlichen Gegenwart

des Leibes Christi im heiligen Abendmahl verworfen. Luther selbst erzählt etwas davon in einem an die Straßburger gerichteten Brief. — Selbst die Gräber der Deutschen wurden bisweilen dadurch geehrt, daß man sie Wein einsaugen ließ. So zum Beispiel, als Meister Heinrich Frauenlob (der Dichter, der die Vorzüge des schönen Geschlechts unermüdet besang) von den Mainzer Damen im Jahre 1317 zu Grabe getragen wurde, da vergoßen die Schönen nicht blos Thränen, sondern auch so viel Wein auf seine Grabstätte, daß der Kreuzgang des Klosters im duftenden Weine schwamm.

Im Jahr 1168 baute ein Bischof von Straßburg auf einem Felsen bei Saverne ein Schloß, Haut-barr genannt, welches bald eine der wichtigsten Festungen dieser Provinz wurde, und wo im dreizehnten Jahrhundert viele edle Vasallen der Straßburger Kirche sich ansiedelten. Im Jahre 1583 befestigte der Bischof Johann von Manderscheidt Blankenheim dasselbe auf's neue, und stiftete, vermuthlich um noch mehr Bewohner dahin zu ziehen, 1586 die Brüderschaft vom Horne. Wer darin aufgenommen sein wollte, mußte ein gewaltiges Trinkhorn, welches zwei Maß hielt, auf Einen Zug leeren. Dieses Horn wurde noch vor dreißig Jahren, und wird vielleicht noch jetzt, in dem Schloßkeller von Saverne aufbewahrt, nebst einer Art von Stammbuch, welches die Namen und Sinnsprüche der sämmtlichen Herren Brüder vom Horne enthält. Daß vormals fast alle Völker, besonders die Deutschen, sich der

Hörner zum Trinken bedienten, ist bekannt. Das Horn von Haut-barr war künstlich mit drei Reifen in Kupfer gefaßt. Auf dem ersten Reife las man die Inschrift: India remota cornu dedit, da Deus praesens praesidium huic arci, tuoque favore cornu illius evehe. (Das ferne Indien hat dieses Horn gegeben; verleihe du, Gott! dem Schlosse deinen Schutz, und bringe das Horn zu hohen Ehren.) Auf dem zweiten, mittleren Kreise stand: Reperi destitutum, reliqui munitum, maneat tibi tuta custodia. Auf dem dritten: Non minor est virtus, quam quaerere parta tueri. Das Stammbuch enthält manche berühmte Namen. Unter den Stiftern der Brüderschaft, 1586, befand sich unter andern Heinrich von Bobenhausen, der Hochmeister des deutschen Ordens, ein Herzog Friedrich von Sachsen, die Grafen von Salm, von Nellenburg u. s. w. 1591 haben sich eingeschrieben: die beiden Pfalzgrafen Reinhardt und Georg Johann, 1615 Leopold von Oesterreich, der Bischof von Straßburg, die Grafen von Fürstenberg, Ortenburg, Lichtenstein, Limburg u. s. w.

Der Marschall Bassompierre bestand einst ein gefährliches Abenteuer mit den ehrwürdigen geistlichen Hütern des Schlosses Haut-barr, welches er selbst folgendergestalt erzählt:

»Ich reiste den Tag nach Ostern 1604 von Amberg ab, kam in drei Tagen nach Straßburg, speiste daselbst zu Mittag, und wollte in Saverne schlafen. Dort hatte ich mich eben zum Abendessen gesetzt, als die Herren Geistlichen

(unter andern ein Graf von Salm-Rifferscheid) vom Schlosse herabkamen, und mich durchaus mit sich hinauf nehmen wollten. Sie hatten schon gespeist, und waren halb betrunken. Ich bat sie, weil ich doch einmal schon beim Essen sei, sich lieber zu mir zu setzen. Sie thaten es, und ich und meine Reisegefährten tranken ihnen so wacker zu, daß man sie zurück auf das Schloß tragen mußte. Ich blieb in meinem Gasthofe, und wollte am andern Morgen mit Tagesanbruch ganz still davon reiten; aber die Herren hatten in der Nacht verboten, mir das Thor zu öffnen; sie wollten Revanche haben, und ich mußte mich wider Willen entschließen, bei ihnen zu speisen, welches mir sehr übel bekam, denn ich glaube, sie hatten, um mich nieder zu trinken, Branntwein in meinen Wein gemischt. Zwar läugneten sie das, und behaupteten, es sei der Wein von Lesperg, der so schnell zu Kopfe steige. Kurz, ich hatte kaum zwölf Gläser getrunken, als ich meine Besinnung verlor, und in einen solchen Todesschlaf verfiel, daß man mir verschiedene Mal die Ader öffnen, mich schröpfen, mir Arme und Beine mit Binden zusammenschnüren mußte. Ich blieb in diesem Zustande fünf Tage in Saverne, und hatte alle Lust zum Weine so gänzlich verloren, daß ich länger als zwei Jahre ihn nicht trinken, und nicht einmal riechen konnte.» — Indessen kam dem Herrn Marschall die Lust doch endlich wieder, denn er selbst erzählte 1608, er sei abermals in Saverne gewesen, »wo die Geistlichen uns bewirtheten, und wir uns Alle tüchtig betranken.»

Die Brüderschaft vom Horne erlitt in Kriegszeiten einige Drangsale. 1634 nahmen die Franzosen Haut-barr ein, welches in dem Stammbuch folgendergestalt verzeichnet steht: »Am letzten Januar übergab der Graf von Salm das Schloß dem Könige von Frankreich, und man trank aus dem großen Horne das Wiederkommen (le Vider-comme). Der Herzog von St. Simon wurde Gouverneur des Schlosses, und Mitbruder vom Horne, welches er am 17. April mit allen gewöhnlichen Feierlichkeiten austrank. Auch seine Gemahlin und Tochter nippten daraus.

Die letzten Brüder haben sich am 19. September 1635 eingeschrieben. Im selben Jahre wurde Haut-barr von den Kaiserlichen überrumpelt, und 1636 von den Franzosen unter dem Herzog Bernhard von Weimar wieder erobert. Sie blieben im Besitz desselben bis zum westphälischen Frieden, dann wurde es, mit geschleiften Festungswerken, dem Bischof zurückgegeben, das berühmte Horn aber sammt dem Stammbuche in das Saverner Schloß gebracht. Im Jahr 1729 schrieb die Marschallin von Noailles in das Buch: »Ich bin zufällig nach Saverne gekommen, habe das Horn gesehen, und nicht daraus getrunken.» Darunter liest man: „Wir, Bischof, Herzog von Langres, Pair von Frankreich, bezeugen, daß die obige Erklärung nur allzuwahr ist, daß aber dennoch stark aus dem Horne getrunken worden ist, auf die Gesundheit der liebenswürdigen Frau Marschallin.»



Schreiben der Gräfin Y an die Gräfin Z.

Um Gotteswillen, liebe Freundin, wo denken Sie hin? Sie wollen den Sekretär Ihres verstorbenen Gemahls heirathen? das heißt, Sie wollen sich selbst vernichten. Ihr Gewissen? — ich muß lächeln — Sie bekommen nur einen vertrauten Umgang mit diesem jungen Manne? ei liebe Gräfin, das weiß ja schon längst die ganze Welt, daran stößt sich auch Niemand; nehmen Sie in Gottes Namen noch ein Dutzend Liebhaber, bleiben Sie nur die reiche Gräfin Z, so werden Sie stets in allen Zirkeln willkommen und geehrt sein. Aber heirathen Sie einen Menschen von nichts, so verschließt man Ihnen alle Thüren, und ich muß Ihnen geradezu bekennen, daß Sie auch die meinige nicht mehr offen finden werden. — Sie wollen eine Schwachheit wieder gut machen, sagen Sie? — wer fordert das von Ihnen? — In der großen Welt muß man Schwachheiten, wie Sotisen durchsetzen, so bleibt man bei Ehren. — Sie meinen, es wäre doch sonderbar, wenn man der Buhlerin eines Sekretärs Achtung bezeigen, hingegen die Gattin dieses nemlichen Sekretärs verachten wollte? — Sonderbar oder nicht, aber es ist nun einmal so, und wir werden es nicht ändern. Es kömmt Alles darauf an, Dinge, die Jedermann weiß, nie laut zu gestehen, immer mit Zuversicht aufzutreten, und dreist die

Hochachtung der Welt zu usurpiren. Was man hinter dem Rücken sagt? wen kümmert das? Wagt doch Niemand Ihnen in's Gesicht die leiseste Anspielung. Sind Sie etwa bei Hofe weniger gelitten, seitdem der Sekretär in jeder Nacht bei Ihnen aus- und eingeht? werden Sie seltener in unsern Assembleen eingeladen? beweist man Ihnen da weniger Ehrfurcht? Nun versuchen Sie es einmal, heirathen Sie ihn, werden Sie, wie Sie sich auszudrücken belieben, eine ehrliche Frau; gleich wird es heißen: Mit dieser ehrlichen Frau kann Niemand mehr umgehen. Schade, Jammerschade, daß sie nicht eine — geblieben ist, so könnte man doch, nach wie vor, bei ihr speisen, spielen u. s. w. Sehen Sie, so wird man sagen, und sich den Henker um Ihre Ehrlichkeit bekümmern. — Jetzt, liebe Freundin, wissen Sie meine Meinung, und zugleich die Meinung der ganzen Welt. Bleiben Sie die Gräfin Z, so steht Ihnen mein Landhaus zu Diensten, wenn etwa die Folgen Ihres Umgangs Sie nöthigen sollten, auf einige Monate die Einsamkeit zu suchen; werden Sie aber die Frau Sekretärin, so hüllen Sie sich in Ihre Tugend, und vergessen, daß wir uns gekannt haben.



Moncrif und A. W. Schlegel.

Moncrif, Mitglied der französischen Akademie, war von einem Schriftsteller angegriffen worden, schrieb eine

bittere Antwort, und brachte sie dem Herausgeber des Merkur mit der Bitte, sie so schnell als möglich in sein Blatt zu rücken. Der Herausgeber, Moncrif's Freund, suchte ihn zu besänftigen, und wünschte die heftige Antwort gemildert zu sehen; allein umsonst, Moncrif bestand darauf, sie solle unverändert gedruckt werden. Jener versprach es endlich. Aber noch an demselben Abend erhielt er von Moncrif ein Billet folgenden Inhalts:

»Rücken Sie meine Antwort ja nicht ein, denn ich höre so eben, daß mein Feind unglücklich ist.»

Welche Charakterschwäche! um einer so gemeinen Ursache willen die schönste, beißendste Antwort zu unterdrücken. Man sieht, daß Moncrif nur (nach dem Ausdruck gewisser Philosophen) ein ökonomischer Mensch war. A. W. Schlegel verstand das Ding besser, der schrieb sein Pasquill nicht eher, bis sein Feind im tiefsten Elend schmachtete.



Apologie des Judas.

Ein vornehmer Höfling, ich weiß nicht warum, verklagt, entschuldigte sich sehr weitläufig bei dem Kardinal Mazarin, der ihn lange anhörte, aber endlich die Geduld verlor.

»Wissen Sie auch,» sagte er, »daß man mit ein wenig

Beredsamkeit die schlechteste Sache vertheidigen kann? Ich habe einmal einen Kapuziner predigen, und den Apostel Judas wegen seines Verraths sehr sinnreich entschuldigen hören. »Judas,« sagte der Kapuziner, »war Schatzmeister und Haushofmeister bei dem Herrn Christus; er mußte für den Unterhalt seines Herrn und der zwölf Jünger gebührende Sorge tragen. Die Kasse war leer, wo sollte es herkommen? — Er fiel auf ein Mittel, welches ihm sehr unschädlich schien; er verkaufte seinen Meister, und hatte nun wieder Geld genug. Die Juden hab' ich betrogen, dachte er bei sich selbst; sie bilden sich ein, den Herrn Christus in ihrer Gewalt zu haben, aber das hat nichts zu bedeuten. Er ist Gottes Sohn, und hat sich schon aus weit schlimmern Verlegenheiten gezogen. Heute fangen sie ihn, und morgen sitzt er wieder mitten unter uns. Wenn sie dann noch nicht klug geworden sind, so verkaufe ich ihn zum zweiten und dritten Male, und lache sie jedes Mal aus. — Daß Judas wirklich so raisonnirte, beweist seine Verzweiflung, als er sah, daß es schief ging. Wer konnte sich das vorstellen! rief er aus, und hing sich auf. So bewährte er seine Treue bis in den Tod.

Das Vogelschießen von Ciney.

Ciney ist eine kleine, sehr alte Stadt im Bisthum Lüttich, und daselbst feierte man jährlich ein Knabenfest.

(Ich weiß nicht, ob man es noch thut.) Den Tag nach Pfingsten versammelten sich alle Jünglinge unter sechzehn Jahren auf einem großen Platze, und übten sich im Bogenschießen nach einem aufgesteckten Vogel. Derjenige, der ihn herabschoß, wurde Schützenkönig, und hatte das Recht, das Mädchen, das er liebte, zum folgenden Schmaus und Ball zu führen. Dieser Schmaus wurde von sämmtlichen jungen Mädchen der Stadt mit eigenen Händen zubereitet, doch nicht gemeinschaftlich, sondern jede lieferte Eine Schüssel, das Leckerste, was ihre kunstreiche Hand zu schaffen vermochte. Sobald nun die Nachricht erscholl, der Schützenkönig sei im Anzuge, so trat jedes Mädchen mit ihrer Schüssel vor die Hausthüre, und harrte des jungen Helden, der sie abholen würde. Ein Fremder, der in diesem Augenblicke durch die Straßen fuhr, wo ihm zu beiden Seiten appetitliche Schüsseln, von appetitlichen Mädchen gehalten, entgegendampften, mußte sich in's Schlaraffenland versetzt glauben. — Der Sieger kam, und wählte seine Siegerin. Diejenigen seiner Gefährten, die nach ihm sich am meisten ausgezeichnet hatten, übten gleichfalls nach ihrem Range das Recht der Wahl. Nun zogen sie paarweis um die Stadt, entweder auf einen grünen Platz bei schönem Wetter, oder, wenn es regnete, auf das Rathhaus. Ein Trommelschläger eröffnete den Zug, ein Herold folgte mit dem abgeschossenen Vogel. Darauf der Schützenkönig, einen kleinen silbernen Vogel an einem Bande um den Hals hängend, neben ihm seine Königin, beide mit bunten Bän-

dern reichlich geziert, von Flöten und Pfeifen begleitet. Dann die übrigen, deren Jeder, seine Armbrust an einer Schärpe über die Schulter gehängt, die Schüssel seiner Begleiterin vor sich hertrug; nur dem Könige mußte ein Anderer die Schüssel nachtragen. Bei der Tafel wurde das junge Volk von den Eltern bedient, die an diesem Tage eben so herzlich froh waren, als die Kinder. — So war es vormals. Ob dieser unschuldige Freudentag auch jetzt noch in Einey begangen wird, ist mir unbekannt.

Karl der Zwölfte.

(Aus einem Schreiben des Grafen von Algarotti).

Was ich hier erzähle, habe ich von Augenzeugen. Karl's kühner Besuch in Dresden bei seinem Todfeinde, dem König August, ist keinem Zweifel unterworfen, so seltsam er auch scheinen mag. Karl war kein gewöhnlicher Mensch, er konnte, wie der Pater Hardouin, sagen: »stehe ich denn nur deswegen zwei Stunden vor Tage auf, um zu denken und zu handeln wie alle andere Leute?« — Jener Besuch war eine Laune, die ihn anwandelte. Seine Armee marschirte damals gegen Rußland. Eines Morgens, als er sie eben nicht weit von Dresden vorbei führte, trennte er sich plötzlich von ihr, und sprengte, von nicht mehr, denn zwei Personen begleitet, geradesweges in die Stadt. Einen sei-

ner Begleiter ließ er als Schildwache am Thore. Dem Andern gab er vor dem Schlosse sein Pferd zu halten, und ging nun ohne Umstände die Treppe hinauf, bis in das Schlafzimmer des Königs, den er noch im Bette fand. Man kann sich August's Erstaunen und Verlegenheit denken. Er mußte aufstehen und sich ankleiden in Gegenwart des Mannes, der ihn vor Kurzem vom Throne gestoßen hätte. Karl blieb ohngefähr drei Viertel-Stunden bei ihm. Während dieser ganzen Zeit verwandte er die Augen nicht von seinem Feinde, und erlaubte ihm nicht, mit irgend Jemand zu sprechen, nicht einmal mit einem Pagen oder Bedienten, noch weniger mit dem Minister, der sich alsobald eingefunden hatte, als er die seltsame Neuigkeit vernommen. Es traf sich, daß beide Könige in einen andern Saal traten, und Karl bei dieser Gelegenheit vor seinem Wirthe herging. Diesen Augenblick benutzte der Minister, um seinen Herrn durch Blick und Geberden zu befragen, ob man den gefürchteten Gast in Verhaft nehmen solle? — August schüttelte mit dem Kopfe. — Es blieb ein bloßer Höflichkeitsbesuch. Karl wurde von seinem überraschten Wirth bis an die Pforte des Palastes begleitet, stieg ungehindert zu Pferde, und sprengte wieder hinaus zu seinem Heere, welches ihn mit großer Angst erwartete, und schon begehrt hatte, man solle Dresden belagern, um den König zu befreien.

Daß Karl eine Art von Abscheu gegen das schöne Geschlecht hegte, weiß Jedermann, allein nur Wenigen ist der

Ursprung dieses seltsamen Widerwillens bekannt. Er hatte eben den Thron bestiegen, und dürstete nach Krieg. Ein Professor zu Stockholm legte ihm eine neue Erfindung zum Gebrauche der Artillerie vor, die ihm sehr wohl gefiel. Nach einer schlaflosen Nacht, in der er sich damit beschäftigt hatte, ging er sehr früh ganz allein zu dem Professor, und mußte lange an dessen Thüre klopfen, ehe ein hübsches, junges Mädchen ihn einließ. Im ersten Augenblicke schien das Mädchen ihn mehr zu interessiren, als die Kanonen; er erlaubte sich kleine Freiheiten, wurde aber von dieser Tugendheldin sehr unsanft zurückgewiesen. Man behauptet, das habe so tiefen Eindruck auf den stolzen Mann gemacht, daß er von der Zeit an das ganze Geschlecht aus seiner Gegenwart verbannt, und sich in Polen förmlich geweigert habe, die schöne Gräfin Königsmark auch nur zu sehen. —

Folgende Anekdote würde Plutarch nicht vergessen haben, wenn er Karl's Leben geschrieben hätte. Eines Tages, nach seiner Zurückkunft aus der Türkei, ritt er aus, von einem geringen Gefolge begleitet. Auch dieses ließ er weit hinter sich, und kam ganz allein an eine Feldpforte, wie sie in Schweden, Liefland und Rußland noch jetzt gebräuchlich sind, um das übelgehütete Vieh abzuhalten. Karl öffnete die Pforte, vergaß aber, sie wieder zuzumachen. Der Eigenthümer des Ortes, ein Fähnrich von der Armee, stand gerade einige Schritte davon, und, da er den König nicht kannte, schimpfte er auf ihn, und begehrte, er

solle augenblicklich umkehren. »Warum machst du die Pforte nicht selbst zu?« sagte Karl. Diese Zumuthung schien dem Fähnrich so ehrenrührig, daß er dem Pferde des Königs wüthend in den Zügel fiel. Karl griff zum Degen, sein stärkerer Gegner riß ihm den Degen aus der Faust. Karl zog eine Pistole heraus, und drohte, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er nicht augenblicklich den Degen auf einen nahen Stein legte. »Hätte ich nur auch eine Pistole bei der Hand,« sprach der Gutsherr, »so würden Sie das Prahlen wohl bleiben lassen.« — »Geh, hol eine Pistole« rief der König, und sein entrüsteter Gegner eilte wirklich nach der nahen Wohnung, kehrte nach einigen Augenblicken hastig mit der Pistole zurück, stutzte aber nicht wenig, als er das Gefolge des Königs erblickte, welches unterdessen herbeigekommen war. Er ahnete nun, mit wem er zu thun gehabt, wagte nicht, näher zu kommen, sondern kehrte still, erschrocken wieder um. Karl's Begleiter sahen mit Erstaunen, daß ihr Herr seinen Degen von einem Steine holte, ohne ein Wort zu sagen; doch keiner erlaubte sich eine neugierige Frage. Karl hingegen erkundigte sich als von ohngefähr nach dem Namen und Stande des Gutsbesitzers, und als bald nachher dessen Regiment vor ihm aufmarschirte, sprengte er auf den zagenden Fähnrich zu, hielt ganz dicht vor ihm, sah ihn eine Weile starr an, und sagte endlich: »Sie sind Lieutenant.«

Wenn er Schach spielte, so rückte er immer mit dem Könige zuerst vor, ohne sich zu bekümmern, ob er auch

gedeckt sei. — Die Bedienten im Vorzimmer hörten ihn oft in seinem Kabinete das Trommeln und Schießen mit dem Munde nachmachen; denn er athmete Krieg, wo er ging und stand.

Das Gespenst.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts trug sich zu Salon, einer kleinen Stadt in Provence, eine wunderliche Begebenheit zu, die in ganz Frankreich viel Lärm machte. Einem Bürger dieser Stadt, in welcher, wie man sagt, der berühmte Astrolog Nostradamus geboren worden, erschien ein Gespenst. »Geh,« sagte es zu dem Erschrockenen, »fordere Pässe vom Gouverneur, um nach Versailles zu reisen, und mit dem Könige selbst zu sprechen. In der Nacht vor deiner Ankunft bei Hofe werde ich dir abermals erscheinen, und dich unterrichten, was du mit dem Könige reden sollst. Bis dahin sei verschwiegen, wenn dein Leben dir lieb ist. Niemand, als der Gouverneur, darf wissen, was ich von dir begehre.« —

Das Gespenst verschwand, die Frau des Bürgers trat herein und fand ihren Mann halb todt vor Schrecken. Sie drang in ihn, ihr zu entdecken, was vorgegangen; seine Weigerung vermehrte ihre Neubegier, sie quälte ihn so lange, bis er das Geheimniß ihr vertraute, und seine

Schwatzhaftigkeit auf der Stelle mit dem Leben büßte. — Einige Zeit nachher wandte sich das Gespenst mit gleicher Zumuthung an einen andern Bürger, der, weil er nicht reinen Mund gegen seinen Bruder hielt, gleichfalls eines plötzlichen Todes starb. In ganz Salon, und mehr als zwanzig Meilen in die Runde, erregten diese beiden Todesfälle Furcht und Schrecken.

Nicht lange, so wählte das Gespenst sich abermals einen Vertrauten, diesmal einen Grobschmied, der, klüger als die beiden Vorigen, sich sogleich zum Gouverneur verfügte, mit Mühe eine geheime Audienz erlangte, und — natürlich verspottet wurde. Der Schmied, Namens François Michel, ließ sich nicht abschrecken, berief sich auf seinen guten Ruf, auf das Zeugniß aller Einwohner, daß er nie ein abergläubischer Thor gewesen; und endlich auf den plötzlichen Tod seiner beiden Vorgänger. Der Gouverneur zog Erkundigungen ein, und fand die Sache doch wichtig genug, um nachzugeben. François Michel erhielt Briefe an den Staats-Sekretär Barbisieux, welchen die Zeugnisse der Stadt-Obrigkeiten und die beglaubigten Aussagen der Bürger beigefügt wurden.

Der Schmied kam glücklich nach Versailles, im April 1697, wußte aber noch immer nicht, was er dem Minister, oder dem Könige, sagen sollte. Doch in der Nacht hielt das Gespenst Wort, und unterrichtete ihn von dem Auftrage, den es, man weiß nicht warum, nicht selbst ausrichten konnte oder wollte, befahl ihm, bei dem Minister,

trotz aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legen mögte, auf eine geheime Audienz bei Sr. Majestät zu dringen, und bis dahin, bei Strafe eines plötzlichen Todes, nichts zu verrathen. — Der Minister, wie vorauszusehen war, behandelte den Schmied als einen Verrückten, aber dieser schwur, sein Leben hänge an der Gewährung seines Verlangens. Damit jedoch der König von der Wahrheit seiner Sendung sich vorläufig überzeugen möchte, so solle der Minister Se. Majestät erinnern, daß Sie selbst, bei der letzten Jagd zu Fontainebleau, das Gespenst gesehen, daß das scheue Pferd einen Seitensprung gemacht, und daß Se. Majestät, weil die Erscheinung nur einen Augenblick gewährt, sich überredet, es sei nur Täuschung gewesen, und darum gegen Niemand etwas davon geäußert hätten. — Der Minister stutzte über diesen seltsamen Umstand, hinterbrachte es dem Könige, und erstaunte noch mehr, als dieser, nach einem kurzen, ernsten Schweigen, befahl, den Schmied in sein Kabinet zu führen. — Es geschah. Der König hatte eine lange, geheime Unterredung mit ihm, von der man nichts erfahren hat. Der Prophet blieb noch drei oder vier Tage bei Hofe. Ludwig erlaubte ihm sogar, als er auf die Jagd ritt, Abschied von ihm zu nehmen, und als bei dieser Gelegenheit der Gardekapitän, Herzog von Duras, sagte: »Sire, hätten Sie mir nicht ausdrücklich befohlen, diesen Menschen hereintreten zu lassen, ich würde es nie gewagt haben; denn wenn er kein Narr ist, so sind Sie kein Edelmann.« Da erwiederte der König lächelnd: »Se-

hen Sie, Herzog, wie man seinen Nächsten oft falsch beurtheilt; denn dieser Mann ist klüger, als Sie und Viele sich einbilden mögen.» — Man kann denken, welchen Eindruck dieses hingeworfene Wort auf den ganzen Hof machte. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, zu erforschen oder zu errathen, was Michel mit dem Könige, oder auch nur mit dem Minister, gesprochen; allein vergebens!

Der Prophet empfing eine Summe Geldes von dem Minister, sammt dem Befehl zu schweigen, und kehrte still in sein Vaterland zurück. Während seines Aufenthaltes in Paris wurde er, von einem der ersten damaligen Künstler, Roullet, gezeichnet und in Kupfer gestochen. Dieses, zwar seltene, aber doch noch in den Portefeuillen der Kunstliebhaber vorhandene Bildniß zeigt einen Mann gegen vierzig Jahre, mit einer ehrlichen, ausdrucksvollen Physiognomie.

Der Mensch.

(Vom Grafen von Rochester.)

Ich, der ich zu meinem Unglück zu jenen seltsamen Geschöpfen gehöre, die man Menschen nennt, ich würde, wenn die Wahl mir frei stände, eine Wohnung von Fleisch und Blut zu wählen, lieber ein Hund, ein Affe oder ein Bär sein, als ein so albernes, vernunft-stolzes Thier, mit fünf groben Sinnen, und einem sechsten, dazu erfundenen,

der den fünf andern beständig widerspricht; ein Thier, das den höheren Instinkt verwirft, um mit der Vernunft fünfmal für Einmal zu irren. Ja, die Vernunft, dieser Irrwisch des Geistes, führt den Menschen vom Lichtwege der Natur in die Sümpfe des Irrthums. Er erklimmt Gedankenberge, um herab in das Zweifelmeer zu stürzen, wo der Korkwamms der Philosophie ihn eine Zeit lang oben hält, bis er endlich dennoch sinkt. Alter und Erfahrung sind seine Begleiter zum Tode, und lehren ihn zu spät, daß er, während eines mühseligen Wandels, stets im Finstern tappte. Da liegt die Vernunft im Staube. Der Stolz führt den Menschen, wie der schlaue Betrüger den Narren. Die Vernunft hat sein Glück vernichtet, indem sie ergrübeln wollte, worin eigentlich das Glück bestehe? — Sein Ehrgeiz war, vor Andern durch seinen Geist zu glänzen. Eitle Thoren! ein Nichts, ein Stäubchen, glaubt sich nach Gottes Ebenbilde gemacht; will auf den Flügeln der Vernunft sich über das Weltgebäude hinausschwingen, das keine Grenzen hat, will sich in die Luft erheben, wie eine Hexe, die, zum Ritt nach dem Teufels-Sabbat, ihren Besen besteigt. Diese erhabene Vernunft jagte den Diogenes in eine Tonne, und Tausende in's Tollhaus. Die Kraft zu Denken ward uns nur zum Handeln verliehen, und wo das Handeln aufhört, da ist Denken eine Albernheit. Das Glück des Lebens besteht allein in Thätigkeit. Die wahre Vernunft ist eine Schülerin der Sinne, und lernt von dieser das Gute vom Bösen unter-

scheiden. Die falsche Vernunft verbietet den Genuß, die wahre gebietet ihn; die falsche ist eine Feindin, die wahre eine Freundin. Jene erniedrigt den Menschen unter das Thier; denn sind nicht die Geschöpfe die klügsten, die, zu Erreichung ihrer Zwecke, die sichersten Mittel wählen? Das thun die Thiere immer, der Mensch selten oder nie. Jene zerreißen nicht ihres Gleichen, morden nur aus Hunger; diese zum Vergnügen, indem sie ihr Schlachtopfer friedlich an die Brust drücken. Die verzehrende Sucht zu herrschen kennt nur der Mensch. Er ist das furchtsamste unter allen Thieren, Herrschsucht allein macht ihn kühn. Sie ist die Triebfeder aller seiner Handlungen, der guten wie der bösen, der großmüthigen wie der niederträchtigen; sie macht ihn zum Heuchler, zum Schurken, zum Räuber, und gewährt ihm endlich zum Lohne eine erhabene Langeweile. — Redlichkeit haust nicht unter den Menschen. Der ist ein Thor, der unter lauter Schelmen ehrlich spielt. Es kommt in der Welt blos darauf an, zu wissen, welcher der größte Schelm ist! — (Der Herr Graf geht nun die verschiedenen Stände durch, und keiner findet Gnade vor seinen Augen. Alle ihre Mitglieder sind Narren oder Bösewichter. Er konnte freilich von der Verworfenheit der Vernunft keinen stärkern Beweis ablegen, als indem er seine eigene auf diese Art mißbrauchte.)

Die Aepfelweiber auf der neuen Brücke.

In einem schon vor langer Zeit gedruckten Werke, les numéros, welches manchen interessanten Aufsatz enthält, erzählt der Verfasser unter andern: »Ich ging eines Tages über die neue Brücke (Pont neuf); ein junger, wohlgebildeter Herr mit einer Dame wandelte vor mir her. Als wir an die Bildsäule Heinrich des Vierten kamen, sagte die Dame zu ihrem Begleiter: »Nehmen Sie den Hut ab.« — Er lachte. »Sie werden doch nicht verlangen, daß ich ein Pferd von Bronze begrüßen soll?« — Die Aepfelweiber, die da herum saßen, hörten diese Worte. »Seht doch den Hund!« schrie eine derselben, »er hält sich für zu gut, um vor unserm Heinrich den Hut abzunehmen.« Alsobald rotteten sich die sämmtlichen, mit braunen Fäusten wohl versehenen Damen zusammen, fielen über den jungen Menschen her, prügelten ihn wacker durch, und würden ihn vielleicht in den Fluß gestürzt haben, wenn nicht die herbei eilende Polizei ihn noch gerettet hätte. Seine Dame floh in eine Bude, wo sie ohnmächtig wurde.

Der Verfasser, der dann eine Vergleichung zwischen Ludwig XIV. und Heinrich IV. anstellt, ruft bei dieser Gelegenheit aus: »Um wie viel theurer bleibt doch dem Volke das Andenken eines guten, als das eines großen Königs!« — Er hätte sagen sollen: sie werden über lang oder kurz beide vergessen. Von Ludwig XIV. ist längst

nicht mehr die Rede, und die Bildsäule Heinrich des Vierten ist von denselben Fäusten umgestürzt worden, welche den jungen Herrn durchprügelten, weil er den Hut nicht vor ihr abziehen wollte.

Madame Cambran.

Sie war eine Schottländerin, und hatte einen Franzosen geheirathet. Sehr jung traten Beide in die Dienste der unglücklichen Maria Stuart, und beteten ihre Gebieterin an. Das schreckliche Ende dieser Königin machte einen so tiefen Eindruck auf Cambran, daß er wenige Monate nachher aus Gram starb. Seine verzweifelnde Gattin beschloß, Mariens Tod und zugleich den ihres Gatten blutig zu rächen. Sie warf sich in Mannskleider, gab sich den Namen Anton Spork, und ging nach London, mit zwei scharf geladenen Pistolen bewaffnet, die eine für die Königin Elisabeth, die andere für sich selbst bestimmt. Auf einem öffentlichen Spazirgang lauerte sie der Königin auf, drängte sich hastig durch das Volk, um ihren Vorsatz auszuführen, ließ aber im Gedränge eine der Pistolen fallen, machte sich dadurch verdächtig, wurde ergriffen, und sollte in's Gefängniß geführt werden. Elisabeth, das Getümmel gewahrend, fragte nach der Ursache, befahl, den Gefangenen vor sich zu führen, und begehrte seine Aussage. »Ich bin ein Weib,« sprach die Verkleidete, »ich

heiße Maria Margaretha Cambran, habe viele Jahre der guten Königin Maria Stuart gedient, die Sie ungerechterweise hingerichtet, und dadurch zugleich meinen Gatten getödtet haben. Ich kam nach London, um an Ihnen diesen doppelten Mord zu rächen. Ich hielt es für meine Pflicht.»

Elisabeth, unerschüttert, wenigstens ihre Bewegung verbergend, antwortete gelassen: »Wohl, du glaubtest deine Pflicht zu thun; allein, was meinst du wohl, welche Pflicht mir jetzt obliegt?»

»Fragen Ew. Majestät mich das als Königin oder als Richter?»

»Als Königin,» sagte Elisabeth.

»So ist Ihre Pflicht, mir zu verzeihen.»

»Aber welchen Bürgen kannst du mir stellen, daß du diese Verzeihung nicht mißbrauchen, und mir zum zweiten Male nach dem Leben trachten werdest?»

»Eine Gnade auf Bedingungen,» versetzte Madame Cambran, »ist keine echt königliche Gnade. Ew. Majestät mögen als mein Richter sprechen.»

Elisabeth kehrte sich zu ihrem Gefolge. »Ich regiere seit dreißig Jahren,» sagte sie, »doch nie empfing ich eine solche Lehre.» — »Geh,» fuhr sie fort, indem sie sich wieder zu der Gefangenen wandte, »ich begnadige dich ohne Bedingung.» — Da beugte die Hochherzige ihr Knie vor der Königin, und bat um ein sicheres Geleite bis auf die französische Grenze. Es wurde ihr zugestanden.

Kindliche Liebe und Ehrgefühl.

Folgende Begebenheit entdeckte ein Brief aus London im Jahre 1775. »In diesem Augenblicke ist ein fast hundertjähriger Greis, ein Schneider, der Gegenstand aller Gespräche in unserer Hauptstadt. Er hat zwölf Söhne, Alle Soldaten, Alle auf ihren geringen Sold beschränkt. Vor einiger Zeit nehmen sie sämmtlich Urlaub, um den Vater zu besuchen, den sie in mehreren Jahren nicht gesehen hatten. Sie fanden ihn im tiefsten Mangel, ohne Brot. Unser Vater brotlos! rief Einer der Jünglinge mit kindlichem Schmerz, und wir Alle dienen dem Vaterlande! — Ihm muß geholfen werden, war der einmüthige Beschluß. Aber wie? — Gibt es hier kein Leihhaus? — Was kann uns das nützen? warf der Aelteste ein, haben wir doch nichts zu versetzen. — Nichts zu versetzen? erwiederte der Jüngste hastig, haben wir nicht unsere Ehre?

Flugs setzte er sich nieder und entwarf folgende Verschreibung: »Zwölf Engländer, Söhne eines armen hundertjährigen Schneiders, die sämmtlich dem Könige und dem Vaterlande untadelhaft dienen, bitten das Leihhaus um ein Darlehen von zwölf Pfund Sterling, um ihren nothleidenden Vater damit zu unterstützen, und verpfänden, für die Zurückzahlung binnen Einem Jahre, Alles, was sie besitzen, die Ehre.»

Der Direktor des Leihhauses honorirte die Anweisung auf der Stelle, zahlte das Geld, und gab das Papier zerrissen zurück. Die Begebenheit wurde schnell bekannt; Jedermann wollte den Erzvater mit seinen zwölf Söhnen kennen lernen; die glänzendsten Equipagen hielten vor des Schneiders Wohnung; niemand kam mit leeren Händen, und der Greis befand sich plötzlich in einem Wohlstande, der ihm erlaubte, auch seinen braven Kindern noch ein kleines Erbtheil zu hinterlassen.» — Allerdings waren diese Söhne wackere Jünglinge; aber fast möchte man fragen, wer mehr Bewunderung verdiente: Kinder, die ihre Ehre für den Unterhalt ihres Vaters verpfänden? oder der Direktor eines Leihhauses, der ein solches Pfand zu schätzen weiß? Kinder wie jene findet man wohl noch bisweilen, allein schwerlich einen zweiten Leihhaus-Direktor wie diesen.



Alte Sitten.

Unter Kaiser Otto dem Ersten waren fast alle Aemter im Reiche mit übermüthigen Fremdlingen aus Sachsen besetzt. Eberhard, ein mächtiger Franke, König Konrad's Bruder, fand sich dadurch so sehr gekränkt, daß er einen sächsischen Herrn, Names Breurig, überfiel, und dessen Stadt Elveri (vielleicht Elmershausen an der

Weser) plünderte und verbrannte. Die Fehde drohte bedenklich zu werden, allein Otto legte sich mit Ernst in's Mittel, verdammte jedoch den Urheber, weil er ihm zu mächtig war, blos zu einer Geldbuße, seine geringeren Helfershelfer hingegen zum Hundetragen. Diese Strafe ist heutzutage nicht mehr gebräuchlich. Verdienter Schimpf wird, ohne weiteres Simbol, bisweilen sogar mit vielem Anstand getragen. Wo wollte man auch alle Hunde hernehmen?

Hingegen ist die alte Sitte, den Mächtigen mit gelinder Strafe durchschlüpfen zu lassen, noch immer nicht abgekommen. —

Das Spinnen und Weben war vor alten Zeiten eine Lieblings-Beschäftigung der Damen. Keine Mannsperson verstand zu weben; aber jedes Frauenzimmer, selbst Fürstinnen nicht ausgenommen, war in dieser schönen Kunst Meisterin. Die Kaiserin Kunigunde warf nach dem Tode ihres Gemahls den Purpur von sich, und trug ein braunes, wollenes, mit eigenen Händen gewebtes Gewand. (Nonnosius in vita S. Cunegund.) Die silberne Kunkel der Prinzessin Ludgard, Otto des Ersten einzigen Tochter, ward nach ihrem Tode nach Mainz gebracht, wo sie vermuthlich — nicht mehr ist. — Die Damen verstanden ihren Vortheil schlecht, als sie das Weben gegen das Sticken vertauschten. Ein hübsches Mädchen am Weberstuhl, mit schönen Händen, die das Schifflein mit

leichter Grazie hin- und herwerfen, hat weit mehr Gelegenheit, mannichfaltige Reize zu entwickeln, als ein Mädchen, das den Kopf über einen Stickrahmen bücken muß. Auch gäbe es eine herrliche Veranlassung zu einer neuen Art von Luxus: ein Weberstuhl von Mahagoniholz, in einem eigenen, zweckmäßig möblirten Zimmer aufgestellt; ein Schifflein von schwarzem Ebenholz u. s. w. — Des Nutzens will ich gar nicht erwähnen; denn der kommt freilich bei den Damen nicht in Betrachtung; allein die Männer würden mir es großen Dank wissen, wenn, auf meine wohlgemeinte Erinnerung, ihre lieben Hausfrauen — statt ephemere Shawls zu sticken — feine Leinwand webten. —

Schon öfter habe ich unsere Damen seufzen hören — wenn der impertinente Ton unserer heutigen, backenbärtigen Jünglinge ihr Zartgefühl empörte — »ach! die guten, alten Ritterzeiten! wo Höflichkeit gegen Damen eine der ersten, nie verletzten Männerpflichten war!» —

Diese Pflicht wurde aber damals nicht immer beobachtet; denn als, zum Beispiel, im eilften Jahrhundert die Sachsen eine Zusammenkunft zu Werla hielten, wo auch die Schwestern Otto des Dritten sich eingefunden hatten, kamen eines Tages der Markgraf Eckardt von Meissen, der Herzog Bernhard von Sachsen und der Bischof Arnulph von Halberstadt (also drei vornehme Herren) in einen Saal, wo man eben die Tafel für die Prinzes-

sinnen bereitet, und die Speisen schon aufgetragen hatte. Ohne Umstände setzten die Herren sich zu Tische, verzehrten alles, und gingen ihrer Wege. (Ditmar von Merseburg.) Die Prinzessinnen fanden sich dadurch so sehr beleidigt, daß der Chronikenschreiber selbst vermuthet, der Mord, der nachmals durch die Söhne des Grafen von Nordheim an dem Markgrafen von Meissen verübt wurde, sei nur geschehen, um jenen Schimpf zu rächen.

Die Zweikämpfe sind heutzutage weit milder, als vor alten Zeiten. Man kommt zusammen, man schießt, man trifft nicht, man erklärt sich wechselseitig für einen Ehrenmann, und die Sache ist abgethan. Freilich war sie auch gewöhnlich von weit geringerer Bedeutung, als die Ursachen eines Zweikampfes vor achthundert Jahren; wo zum Beispiel Kaiser Otto I. die Ehre seiner einzigen, der Galanterie beschuldigten Tochter auf die Spitze eines Schwertes setzte. Ein Graf hatte ihr diesen, in unsern Tagen ganz unbedeutenden Vorwurf gemacht. Zum Glück wurde er besiegt und für einen Verleumder erklärt. (Ditmar.) Ob der Ritter, der für die Prinzessin kämpfte, seiner Sache ganz gewiß sein konnte, verschweigt die Chronik.

Bisweilen liefen solche Gefechte für beide Theile übel ab. Ein Graf Waldo verklagte beim Kaiser einen Grafen Gero. Beide mußten, in des Kaisers Gegenwart, auf einer Insel bei Magdeburg sich schlagen. Waldo empfing zwei Kopfwunden, streckte aber dennoch seinen Geg-

ner zu Boden. Man fragte diesen, ob er noch fechten könne? — Er verneinte, worauf ein Scharfrichter ihm den Kopf abhieb. Waldo forderte Wasser, trank, und fiel gleichfalls todt zur Erde. Der Kaiser, der einen solchen mörderischen Kampf um geringer Ursach willen erlaubte, bekam von einigen Großen einen derben Verweis dafür; eine Sitte, die jetzt auch nicht mehr üblich ist.

Die Waffen Otto des Ersten waren Schild, Schwert und die heilige Lanze, also genannt, weil einige Nägel von Christi Kreuz in ihr befestigt waren. Konstantin soll sie ehemals geführt haben. Heinrich I. bekam sie vom König Rudolph von Burgund, theils durch Bitten, theils durch Drohungen, ja sogar durch Abtretung eines Theils von Schwaben. — Ist diese Lanze noch vorhanden? — und wenn sie noch vorhanden ist, wo lebt der fromme Fürst, der ein Dörfchen dafür abträte? — und wenn ein solcher lebt, würde sie ihn schützen?

Die Gebrüder Hardman.

Vor dreißig oder vierzig Jahren meinte jeder wohlhabende Bauer, sein Sohn müsse Theologie studiren. Das war ein Ehrenpunkt, den zu erreichen, fette Kälber und Buttertöpfe nicht geschont wurden; die Frau Rektorin

stand sich gut dabei. Zog nun das Söhnlein von der Schule auf die hohe Schule, so mehrten sich die Kosten; die gespeicherten Scheffel wurden losgeschlagen, die alten Thaler erlöst, und nicht selten mit dem letzten, für das Alter gesammelten Sparpfennig das Glück erkauft, den Herrn Sohn als Kandidat eine schale Predigt halten zu hören. — Zwanzig Jahre später machte diese thörichte Bauern-Mode einer noch weit thörichteren Platz, die in allen Ständen um sich griff. Die Theologie war nicht mehr an der Tagesordnung, sondern die Schöngeisterei; jeder Jüngling war ein gebornes Genie, und eine Mutter hätte sich geschämt, wenn der Name ihres Söhnleins, des Herrn Studenten, nicht wenigstens einige Musen-Almanache hätte zieren helfen. Noch zehn Jahre später war auch das nicht mehr genug; der junge Herr mußte selbst Romane oder Komödien schreiben, und die Schriftstellerei wurde eine Brotwissenschaft, auf die man sich recht eigentlich legte, von der man gemächlich leben wollte bis in's hohe Alter.

Das ging auch so ziemlich, so lange die Deutschen Geld und Muße genug hatten, Alles zu kaufen und Alles zu lesen, was die jungen Genies ausheckten. Doch es kam eine Zeit, wo das Geld seinem Vaterlande, zwar nicht seufzend, aber doch klingend den Rücken kehrte; wo die Muße von der Aufmerksamkeit auf die Lava der Weltbegebenheiten verschlungen wurde, und wo folglich die jungen Genies, sammt ihren Verlegern, sitzen blieben, wie

junge Frösche in einem ausgetrockneten Teiche. Wie mancher mag es schon bereuet haben, daß er sein corpus juris oder seine Konkordanz gegen Schlegel's Athenäum vertauschte. Vielleicht hat es auch noch keiner bereut; denn es geht solchen Leuten gewöhnlich, wie dem Thomas Hardman.

Ein Londoner Bürger hatte drei Söhne, Thomas, Eduard und Georg. Der letztere, als der jüngste, wurde zu einem Uhrmacher in die Lehre gethan. Die beiden andern gingen in die Schule und von da auf die Akademie; »denn,« sagte der Vater, »Gelehrsamkeit ist ein Erbe, welches kein Zufall oder Mißgeschick ihnen rauben kann, und habe ich die Jungen nur erst studiren lassen, so werden sie sich selbst forthelfen.«

Sie studirten also. Eduard war ein sehr beschränkter Kopf, aber er lernte doch ziemlich mit; er pfropfte wenigstens sein Gedächtniß voll, und wurde als Kollaborator in einer Schule angestellt, wo er täglich neun Stunden gab, viel Staub verschluckte und jährlich zwanzig Pfund Sterling empfing. Thomas, ein Genie, sah mitleidig auf Eduard, und mit Verachtung auf Georg herab; er machte Verse, schrieb Romane, trug einen geflickten Rock und trank klares Wasser. Indessen war Georg Meister in seiner Kunst geworden, beschäftigte täglich zehn Gesellen, trank seinen Porter aus einem silbernen Becher, und lange zuvor, ehe seine Uhren ihm die letzte Stunde schlugen, hatte er ein artiges Kapital für seine Kinder zurückge-

legt. Auch seiner Brüder vergaß er nicht, und lud sie oft freundlich ein. Eduard erholte sich gern bei ihm, fast wenigstens jeden Sonntag an seinem Tische, und schwemmte mit seinem Porter den Schulstaub hinunter. Thomas hingegen war nicht zu bewegen, sich zu dem Bruder Uhrmacher herabzulassen. Er machte eine herbe Satyre auf das Publikum, welches den Mann, der ihm das Zeitmaß lieferte, besser bezahlte, als den, der ihm die Zeit so schön wegtändelte.

Wohl hat Rousseau Recht — und vielleicht in unsern Tagen mehr Recht als jemals — wenn er verlangt, daß man jeden Knaben, er sei welches Standes er wolle, ein Handwerk solle lernen lassen; denn nur ein Handwerk schützt in jeder Lage des Lebens von dem erniedrigendsten aller Schicksale: von fremder Gnade leben zu müssen.

Andreas Marwell.

Dieser Ehrenmann war zwanzig Jahre lang Parlamentsglied, arm, aber stets seinen Pflichten unerschütterlich treu. Durch Würden und Reichthümer hatte man den echten Patrioten oft vergebens von seiner bessern Ueberzeugung abwendig zu machen versucht. Eines Tages hatte der König eine lange Unterredung mit ihm, die den Monarchen dergestalt für ihn einnahm, daß er am andern Mor-

gen den Großschatzmeister Darby zu ihm sandte, um ihn zu gewinnen. Darby suchte lange nach seiner Wohnung, und fand ihn endlich am Strande, im dritten Stockwerk eines kleinen Hauses. Als Marwell den Lord Darby an seiner Thür erblickte, empfing er ihn mit den Worten: »Mylord, Sie haben sich wohl verirrt?«

»Keineswegs,« versetzte jener, »ich suche Herrn Marwell, um im Namen des Königs bei ihm anzufragen, worin Se. Majestät ihm nützlich sein könne?«

»Ich bin so reich,« erwiederte Marwell lächelnd, »daß es nicht in des Königs Macht steht, mich zu verbinden. — »Ich kenne den Hof, fügte er ernsthaft hinzu, »wer dort erscheint und empfängt, es sei, was es sei, der macht gewissermaßen sich anheischig, für den Hof zu stimmen.«

Umsonst versicherte der Großschatzmeister, so sei es nicht gemeint; umsonst bot er ihm eine ansehnliche Stelle an; Marwell blieb dabei, er könne mit Ehren auch nicht die kleinste Gunstbezeugung annehmen, weil er dann entweder undankbar gegen den König, oder treulos gegen sein Vaterland werden müßte: er habe daher um nichts zu bitten, als daß Sr. Majestät ihn als einen Ihrer getreuesten Unterthanen betrachten wolle. »Nun,« sagte der Lord, »so werden Sie doch wenigstens, als ein Geschenk, welches Sie zu nichts auf der Welt verbindet, diese tausend Pfund annehmen, welche der König mir befohlen, Ihnen zu überreichen?« —

Vergebens! auch seine Banknoten mußte der erstaunte

Höfling wieder zu sich stecken, und doch war er kaum verschwunden, als Marwell sich genöthigt sah, ein Billet an einen Freund zu schreiben, um eine Guinee von ihm zu leihen.

Diese Anekdote ist aus der Geschichte England's von Katharina Macaulay Grahum entlehnt. Ob es heutzutage noch viele Marwell's im britischem Parlamente gibt?

Bizarrer Geschmack.

Wir haben ein grosses und ein kleines Ideen-Magazin für Gartenliebhaber; überdies trägt Jeder in seinem Kopfe ein Magazin, wenn auch nicht von Ideen, doch von Bilderchen, die er, mit oder ohne Geschmack, ausmalt und zusammenstellt. Aber in keinem dieser Magazine findet man einen so bizarren Wirrwarr, als auf dem Lustschloß des Prinzen von Palagonia, welches Houel in seinen Reisen beschreibt. »Ich hatte schon davon gehört,« sagte er, »als von dem fantastischsten und lächerlichsten Durcheinander, das jemals gesehen worden; aber meine Erwartung wurde dennoch übertroffen.«

Alles was Erde, Meer und Lüfte hervorbringen, Menschen, vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Pflanzen aus den verschiedensten Himmelsstrichen, fanden sich dort zusammengeworfen, ohne Ordnung, ohne Wahl, ohne Geschmack.

Man hatte sich nicht mit erschaffenen Ungeheuern begnügt (deren es leider genug gibt), sondern man hatte noch eine Menge dazu erfunden. Da gab es menschliche Figuren mit Flügeln, mit Floßfedern, mit Elephanten-Rüsseln, mit Schweinshauern, mit Geierklauen, mit Affen- oder Fuchsschwänzen; und, nicht zufrieden mit solchen Verschönerungen, hatte man die Ungeheuer noch seltsamer herausstaffirt, mit Larven, Waffen, Instrumenten. Vier spanische Soldaten, von der Größe des großen Christoph's auf den Märkten mehrerer Hansestädte, bewachen eine ganz kleine Jungfrau. — Eben so närrisch war das Schloß inwendig möblirt. In einem halbrunden Gesellschaftssaale standen auch rechts und links die Sitze im halben Zirkel, doch nicht gegeneinander über, sondern so, daß die Sitzenden rechter Hand den Sitzenden linker Hand den Rücken zukehrten. Ueberdies waren diese Sitze alle so vorwärts gebogen, daß diejenigen, die sich ihrer bedienten, die Füße kräftig anstemmen mußten, um nicht herabzurutschen. Die Kronleuchter waren zusammengesetzt aus Füßen von Trinkgläsern, Flaschenhälsen, Barometer-Röhren. In einem Winkel stand eine Marmorbüste, von der einen Seite ein schönes Weib, von der andern einen Todtenkopf darstellend. — In einer Kirche war Christus am Kreuze in erhabener Arbeit an der Decke angebracht. Zu dessen Füßen hing perpendikulär der heilige Franziskus, und an einem langen Stricke zwischen den Beinen dieses Heiligen hing ein Kronleuchter herab.

— Wir lachen. Aber wie? wenn der Prinz von Palagonia nicht so albern gewesen wäre, als uns zu glauben beliebt? Wenn er blos die ihn Umgebenden kalt simbolisch hätte abbilden wollen? — Gibt es denn nicht wilde Eber, Geier, Affen und Füchse genug unter den Menschen? Kehren sie sich nicht überall den Rücken zu? Sitzen sie nicht überall so abhängig, daß sie rutschen, wenn sie die Füße auch noch so kräftig anstemmen? Werden die glänzendsten Dinge nicht aus Bruchstücken zusammengesetzt? und die Büste, halb schönes Weib halb Todtenkopf, gleicht sie nicht der Freiheit auf ein Haar? — Auch über das winzig kleine, von Riesen bewachte Mädchen, und über den Strick, der dem heiligen Franziskus zwischen den Beinen herabhing, ließen sich Konjekturen machen, aber ich nehme mir nicht heraus, alle Ideen aufklären zu wollen, die ein Genie, wie der Prinz von Palagonia, erzeugte.

Thier-Liebe.

Es ist schlimm genug, daß man ein neues Wort schaffen muß, um die Barmherzigkeit gegen Thiere damit zu bezeichnen. Der Mangel des Wortes beweist den Mangel dieser Empfindung. Freilich konnten wir auch wohl längst ein Wort ohne die Empfindung haben, wie das der Fall mit dem Worte Menschenliebe ist; aber es gab doch

einst eine gute Zeit, wo Menschenliebe unter uns nicht ganz unbekannt war; mit der Thierliebe hingegen haben die Europäer sich nie befaßt; selbst die Engländer nicht, obgleich sie mit einigen thierfreundlichen aber unbefolgten Gesetzen sich brüsten. Indessen muß man bekennen, daß die Asiaten auf der andern Seite die Zärtlichkeit für Thiere ein wenig gar zu weit treiben. Die Banianen zum Beispiel veranstalten jährlich an einem gewissen Tage einen ordentlichen Schmaus für die Fliegen; dieses niederträchtigste aller Insekten, weil noch kein Naturforscher die Frage mir hat beantworten können: wozu es nützt? sondern weil es blos zu leben scheint, um alles zu benaschen, alles zu beschmutzen und Jedermann im Schlaf zu stören. Nun, für diese abscheulichen Fliegen decken die Banianen ausdrücklich alle Jahre eine Tafel, die sie in vielen flachen Schüsseln mit gezuckerter Milch besetzen, und immer bei der Hand sind, jeder Schmarozerin, welche zu ersaufen in Gefahr kommt, schnell herauszuhelfen. — Zu einer andern Zeit wandern diese närrischen Banianen wohl zwei und drei Meilen weit im Felde der Kreuz und Quer, mit einem mit Reiß angefüllten Sack unter dem Arme, suchen Ameisenhaufen, und werfen auf jeden eine Hand voll Reiß. — Sie nehmen sich sogar der Wanzen, Flöhe und anderer blutsaugenden Insekten brüderlich an; und haben ordentlich ein Hospital für sie errichtet. Da miethen sie von Zeit zu Zeit einen armen Teufel, der für eine gute Belohnung sich entschließt, eine Nacht in einem solchen

Hospital zuzubringen, und mit seinem Blute das Geschmeiß zu füttern; allein er wird fest gebunden bis zum Morgen, daß er sich nicht rühren, und folglich die eingeladenen Gäste nicht stören kann. Bei uns sind dergleichen Anstalten blos für Menschen errichtet worden.

Der Reisende inkognito.

Ein Prinz Conti reiste einst inkognito durch Lyon. Man hielt ihn an, man führte ihn zum Bürgermeister, der sehr neugierig war. »Mein Freund,« redete dieser ihn an, »was sagt man Gutes in Paris?« — Messen, antwortete der Prinz. — »Nicht doch, ich meine, was macht da jetzt den meisten Lärm?« — Die Fiakres auf den Straßen. — »Man verstehe mich recht, ich will wissen, was es Neues gibt?« — Grüne Erbsen. — »Wie nennt man Euch, mein Freund?« fuhr der Bürgermeister heftig heraus. — Narren, erwiederte der Prinz, nennen mich mein Freund, bei Hofe heiße ich Prinz Conti.

Scenen aus Neapel.

Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es ist ein Volksspektakel, das ein Fremder zu genießen nicht

versäumen sollte. In einem sehr großen Saal des Gerichtshauses (Vicaria) versammeln sich eine Menge schwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche sehr reichlich dafür bezahlt werden, daß sie sich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlassen, und ein Viertelstündchen verweilen. Der Waisenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, ist über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er sein vermaledeites Amt verwaltet, von einem Pfaffen eingesegnet, und mit Weihwasser bespritzt. Gegen zweitausend Menschen haben sich in den Saal gestopft, und obgleich alle Fenster und Thüren offen stehen, so ist dennoch die Luft dermaßen mit mephitischen Dünsten geschwängert, daß ich fast vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöschen. Wo möglich noch ärger als der Gestank ist das Geschrei und Pfeifen dieses rasenden Pöbels. Oft muß man sich fragen: bin ich in einem Tollhause? — So oft einer von den ehrenfesten Herren erschien, die bei der Ceremonie präsidiren, wurde er, weil es schon etwas spät war, so wüthend ausgepfiffen, daß der schneidende Ton das Gehirn erschütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichsten Geschrei begleitet. Die erste herausgezogene Nummer (welche der vorsitzende Minister von dem Kinde empfängt, und dann einem hinter ihm stehenden Lazzarone mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geschrei erschütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde schmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht

nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelschneiderei; es hatte nämlich eine fromme Seele sogleich auf die zahlreiche Versammlung speculirt, und sich mit einer Tasche dahingestellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, besonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorsprache bedurfte. Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des neapolitanischen Volks (Aberglaube, Spielwuth, Armuth und Unsauberkeit) hier Alle beisammen finden möchte, so war gleich neben der Treppe im zweiten Stock ein Kl— angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — —, und es geschah sehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke, lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. Sobald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. Sobald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so

wirbelt auch ein blökendes Geschrei sich in die Luft; viele tausend Zungen wiederholen die Nummer; viele tausend Hände durchsägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen sich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenstand mitzutheilen; bald aber legt sich der Sturm, und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Lastträger entgegen zu sehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es ist in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzusehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um sich, als sonst irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut.

— Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menschen gewahr, die sich vor der Bude eines Schusters um irgend etwas versammelt hatten, das vermuthlich auf der Erde lag, weil Alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabsäume, das Volk zu belauschen, so drängte ich mich durch, und sah — eine sterbende Weibsperson. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umstehenden die Worte — die mir das Eingeweide erschütterten: — sie stirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur bestätigte diese Aussage nur allzu sehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaster, dicht an der Schusterbude, neben ihr stand ein zerbrochener Strohstuhl, den

man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder ganz gelassen seines Weges, sobald er es gesehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata virgine — es wolle sich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offenen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten Alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar! ja wahrlich, er lachte! vielleicht, weil ich schlecht italienisch spreche. Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir, — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete; — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: sie ist todt, und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Vier-

telstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft; bis endlich die Sbirren kamen, die sie fortschleppten.

Und ich denuncire nunmehr diesen Gräuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. December 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel ein Mensch Hungers gestorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich sah zwanzig bis dreißig seiner Hunde vorbeiführen; — sie waren alle wohl genährt.

Selbstständigkeit.

(Eine Skizze.)

An einem von den vielen Friedensfesten, welche die Deutschen mit fröhlichem Jammer zu feiern pflegen, hatten sich auch in der Residenz des Fürsten X Y Z die Mitglieder eines Klubbs versammelt, um bei einem derben Schmause die vergangene Hungerzeit zu vergessen. Die Gesellschaft war, wie in Klubbs gewöhnlich, sehr bunt gemischt. Der Wein erhitzte bald die Köpfe, das Tischgespräch wurde laut. Anfangs sprach man von nichts als von Politik, denn bekanntlich versteht sich Jedermann ganz vortrefflich darauf. Die alte Witwe von neun Churfürsten, genannt deutsches Reich, wurde wacker mitgenommen, und sämmtliche Tischgäste kamen darin überein: es fehle der guten Dame an Selbstständigkeit, sie sei gar zu alt, die Sinne fingen an ihr abzulegen, besonders Gehör und Gesicht. Nach und

nach hub Jeder an mit weinschwangerer Beredsamkeit zu erzählen, wie er die Sache angegriffen, was er an der Stelle dieses oder jenes Fürsten gethan haben würde; und das letzte große Wort blieb immer Selbstständigkeit. Bald waren Friede und deutsches Reich vergessen, ein Jeder complimentirte seine eigene werthe Person, und präsentirte sie dem Nachbar, der ihm ungeduldig Beifall zunickte, und nach jedem Schluß einer Periode haschte, um sich selbst auch auf den Ehrenplatz zu schieben.

»Ich,« sagte der Regierungsrath Scheuwelt, »kann unmöglich einen Menschen hochachten, der von Vorurtheilen abhängt, die er selbst mißbilligt.«

»Da haben Sie Recht,« erwiederte der Kammerherr von Speichel, »den Mann von Ehre muß blos seine eigene Ueberzeugung bestimmen.«

»Darum lobe ich mir den Stand, zu dem ich gehöre,« nahm der reiche Kaufmann Kranich das Wort; »der ist am unabhängigsten von jedem fremden Einfluß.«

»Ich ziehe dennoch den meinigen vor,« sprach der Herr von Ritterholm, ein wohlhabender Landedelmann, »denn im reinen Genuß der Natur kann nichts auf der Welt mein Urtheil in Fesseln schlagen.«

»Sehr wahr,« bestätigte der alte Magister Tischmagen, ein Prediger vom Lande, den der Geruch des Friedensschmauses nach der Stadt gelockt hatte; »sehr wahr, denn auf unsern stillen Fluren stärkt sich das Gemüth, und gehorcht keiner fremden Stimme.«

Das Gespräch wurde allgemein, und es fand sich bald, daß die ganze Gesellschaft von vierzig Personen aus lauter selbstständigen Männern bestand. Jeder wußte Beispiele von dieser Tugend aus seinem Lebenslaufe anzuführen, und Jeder übte sie auch heute, indem er fest auf seiner eigenen Meinung über Krieg und Frieden beharrte. Der Gutsbesitzer klagte über den Frieden, weil die Kornpreise nunmehr wieder fallen würden. Der Hofmann freute sich desselben, weil sein Fürst einer reichen Indemnisation entgegen sah. Der Pfarrer schalt auf den Frieden, weil sein Dorf nun wieder mit Einquartierung belästigt werde. Der Kaufmann pries ihn laut, weil die Elbe deblokirt worden. Aber keiner führte diese Gründe an, sondern Jeder focht unter der Fahne der Weltbürgerschaft — für sein liebes Ich.

Nachdem endlich die Herren mit den bescheidensten Grimassen ihr eigenes Lob erschöpft hatten, geriethen sie auf eine andere Materie, die sich gern einschleicht, wo der Champagner schäumt, und die Damen fehlen. Die lallenden Zungen flossen von Zweideutigkeiten über; skandalöse Stadtgeschichten wurden verarbeitet, jedoch blos, um sie zu belachen, denn man hörte kein Verdammungsurtheil; im Gegentheil sprachen die Herren sehr schonend von diesem und jenem Vorfall, wo die Liebe der Gesetze gespottet hatte, und manchem wässerte sichtbarlich der Mund dabei.

Ganz unten an der Tafel saß ein junger Mensch, Namens Willibald, der erst seit Kurzem von der Universität zurück gekommen, und doch nicht vorlaut war! Er

freute sich im Stillen, anfangs so viel Festigkeit, und bei verändertem Gespräch so viel Schonung in seiner Vaterstadt zu finden, denn die Bekanntschaft mit so viel selbstständigen Männern war ihm in diesem Augenblicke sehr wichtig. Er hatte sich nämlich in ein hübsches, armes Mädchen verliebt, er selbst war auch hübsch und arm, und siehe, es trug sich zu, daß beide über ihrem Hübschsein der Armuth ganz vergaßen. Aber aus dieser Vergessenheit entsprangen Folgen, die nur durch eine schnelle Verbindung wieder gut gemacht werden konnten. Dazu gehörte beider Einwilligung, die war vorhanden; aber auch Brot, das war nicht vorhanden. Willibald war sehr bereit, seinem Vaterlande zu dienen, doch sein Vaterland nicht eben so bereit, sich von ihm bedienen zu lassen. Wenn nun vollends jene Vergeßlichkeit laut wurde, die kein Publikum so leicht vergißt, so stand zu befürchten, daß es mit der Beförderung mißlich aussehen würde. Wie tröstlich mußte es daher für Willibald sein, sich plötzlich von vierzig Männern umringt zu sehen, die alle, nach dem, was er so eben vernommen, nicht allein über ähnliche Casus kein liebloses Urtheil fällten, sondern auch selbstständig genug waren, um ihre schonenden Gesinnungen im Nothfalle durch die That zu bewähren.

Ein kleines Amt in der Regierungskanzlei war unbesetzt. Willibald hatte sein Examen vortrefflich bestanden, und Amalie (so hieß das hübsche arme Mädchen) war eine ziemlich nahe Verwandte von dem Regierungsrath Scheuwelt. Aus diesen Umständen schöpfte die Liebe Hoffnung

zu einer zwar kleinen, doch ihr genügenden Versorgung. Die Unterredung, die Willibald heute mit angehört hatte, gab ihm Muth, sich am andern Morgen zu dem Regierungsrath zu begeben, um ihm seine Lage offenherzig zu bekennen, und seine Wünsche vorzutragen. Er that es mit glühender Wange und stammelnder Zunge. Scheuwelt hörte ihn gelassen an, wunderte sich, räusperte sich, äußerte Theilnahme, rühmte seine Kenntnisse, bemerkte jedoch mit Achselzucken, daß er bei so bewandten Umständen mit seiner Vorsprache nicht dienen könne.

»Sie sind ohne Zweifel,« sagte er, »der würdigste unter Ihren Mitbewerbern, allein bedenken Sie selbst, Ihre Braut ist eine Verwandte von mir, sie hat ihren Ruf nicht geschont; wenn ich nun laut und öffentlich mich Ihrer annähme, was würde die Welt dazu sagen? — Der Regierungsrath, würde es heißen, will seine Muhme mit Ehren unter die Haube bringen. Die ganze Stadt würde es mir höchlich verdenken.«

»Ich glaubte,« stotterte Willibald, »nach dem was ich gestern aus Ihrem Munde vernommen, daß Sie, bei der Ueberzeugung von meiner Tauglichkeit zu dem Amte, sich an das Urtheil der Welt nicht kehren würden.«

»Ganz recht, mein lieber Freund,« erwiederte der Regierungsrath, »ich als Mensch kehre mich auch nicht daran, und sobald Sie mit meiner Muhme ehelich verbunden sein werden, ersuche ich Sie, einmal auf dem Lande insgeheim [bei] mir zu speisen; aber in der Stadt, und als Regierungs-

rath, repräsentire ich einen Theil der fürstlichen Autorität, und da muß ich die Stimme des Publikums allerdings zu Rathe ziehen.»

Willibald zog sich beschämt zurück. Nach diesem ersten unglücklichen Versuche blieb ihm wenig Muth übrig, sich an den vielvermögenden Kammerherrn von Speichel zu wenden, obgleich dieser fast noch lauter als der Regierungsrath über Selbstständigkeit deklamirt hatte. Doch das Messer stand dem Jüngling an der Kehle, Pflicht und Liebe hießen ihn wagen.

Wider alles Vermuthen empfing ihn der Kammerherr mit einer Art von Herzlichkeit, hörte ihn freundlich an, spöttelte über den Regierungsrath: daß er Grundsätze affichire, die er nicht in Ausübung zu bringen wage, und schwur zwanzigmal auf Ehre, daß Willibald seinen Mann an ihm gefunden habe. Dann mußte der schamhafte Jüngling noch einmal, zu seiner größten Pein; die ganze Geschichte seiner Verirrung mit Amalien dem lüsternen Höfling recht umständlich erzählen, dessen blitzende Augen in freundlicher Begierde schwammen, und der durch manche unverschämte Fragen den Erzähler zum beschämten Verräther an den Geheimnissen der Liebe machte. Endlich beschloß der Kammerherr die Audienz mit den tröstlichen Worten: »Gehen Sie, mein lieber junger Freund, Sie sollen von mir hören.»

Der arme Jüngling hatte wenig Vertrauen zu der vornehmen Protektion; doch um so angenehmer fand er sich

überrascht, als ihm nach wenigen Tagen sein Gönner meldete, daß der Fürst ihn zu seinem Privat-Sekretär ernannt habe. Plötzlich sah er sich auf dem Gipfel des Glücks; Amalie wurde sein am Altare; keine Stimme wagte den leisesten Vorwurf gegen den Sekretär des Fürsten; der Regierungsrath bat ihn nicht blos auf dem Lande, sondern auch in der Stadt zum Essen. Seinem Wohlthäter, den Kammerherrn, suchte er bei jeder Gelegenheit seine Dankbarkeit auszudrücken, und dieser schien täglich mehr Geschmack an des jungen Mannes Umgang zu finden, er nannte ihn sogar, wenn sie allein waren, seinen Freund. Willibald durfte unangemeldet an seiner Toilette erscheinen; man unterhielt sich mit Wärme über die französische Revolution, die damals eben im Gange war, und der fürstliche Günstling äußerte oft, während sein Kammerdiener ihn rasirte, daß er an jenem berühmten vierten August, eben so willig als der französische Adel, alle seine Prärogativen würde aufgegeben haben. Diese Gesinnungen entzückten den guten Willibald so sehr, daß er sogar einmal, von Wohlwollen hingerissen, den vornehmen Gönner umarmte, und da der Kammerdiener eben hinausgegangen, so wurde die Umarmung huldreich erwiedert.

Auch der Fürst gab seinem Sekretär öftere Beweise von Zuneigung; ja er spaßte sogar nicht selten recht vertraulich mit ihm über seine Heirathsgeschichte. Dabei war sein Amt ziemlich einträglich, ohne doch beschwerlich zu sein. Es blieben ihm manche freie Stunden übrig, die er dazu an-

wandte, Payne's Buch von den Rechten des Menschen zu übersetzen. Er las bisweilen kräftige Bruchstücke desselben seinem Mäcen, dem Kammerherrn vor, und durch dessen Beifall ermuntert, ließ er seine Uebersetzung ohne Bedenken drucken. Doch kaum war das Büchlein von den Menschen-Rechten erschienen, als der Herausgeber in Gnaden verabschiedet wurde.

Von Schrecken betäubt, rannte Willibald zu seinem Gönner, der ihn eiskalt empfing. »Was haben Sie gemacht?« redete er ihn mit drohendem Finger an. »Sie haben ein Buch drucken lassen, welches Se. Durchlaucht allerhöchst verabscheuen. Gehen Sie, Sie waren meiner Protektion unwürdig.«

»Aber mein Gott!« stammelte Willibald, »Sie selbst haben es ja gebilligt?«

»Ich? Gebilligt? — Bewahre der Himmel! — Ich eine Schrift billigen, die Seiner Durchlaucht allerhöchstes Mißfallen erregt?«

»Um's Himmels willen, Herr Kammerherr! Sie gaben mir einst so auffallende Beweise Ihrer Selbstständigkeit, da Sie mich, der öffentlichen Meinung zum Trotz, in die Dienste des Fürsten brachten; wie ist es möglich, daß Sie nun —«

Der Kammerherr ließ ihn nicht ausreden. »Damals, mein Freund,« antwortete er ihm gelassen, »war blos von einer Liebesgeschichte die Rede, die mit so Reiz erweckenden Umständen vergesellschaftet war, daß ich wußte, sie würde

Seiner Durchlaucht, deren allerhöchste Nerven ein wenig ruinirt sind, das größte Vergnügen gewähren, und in der That haben Dieselben, vermittelst Dero Einbildungskraft, einen höchst pikanten Genuß darin gefunden. Was frage ich nach dem Urtheil der Welt, wo ich das Vergnügen meines allergnädigsten Fürsten pflichtschuldigst befördern kann? — Das habe ich gethan, und Sie wurden Sekretär. Jetzt aber, da Sie selbst Ihr Glück verscherzen, indem Sie sich zu Grundsätzen bekennen, die der Fürst en horreur hat —»

»Aber ich habe Ihnen vorgelesen —»

»Mir vorgelesen? Gott behüte! unterstehen Sie sich nicht, das laut zu sagen; ich warne Sie.»

„Meinten der Herr Kammerherr nicht, das Büchlein werde Lärm unter dem Adel machen, doch daran müsse man sich nicht kehren?»

»Das ist möglich, der Meinung bin ich auch noch. Ein selbstständiger Mann kehrt sich weder an den Adel, noch an die ganze Welt. Aber der Fürst, mein Herr, der Fürst! Hier ist allein von Sr. Durchlaucht die Rede, welche sich ungemein ungnädig über Sie geäußert haben, und folglich Gott befohlen!»

Tiefgebeugt verließ Willibald des Höflings Palast. Während er dem Fürsten sich täglich nähern durfte, war er so ehrlich gewesen, jedem Bittenden nach seinen Kräften zu helfen, ohne Geschenke dafür zu nehmen; daher hatte er in seinem Amte nichts erübrigt, und zitterte auf's neue — jetzt noch mehr als einst, — vor Mangel, denn ein

geliebtes Kind lag an der Mutter Brust und verdoppelte seine Sorge.

In dieser Noth erschien ihm der Kaufmann Kranich wie ein Engel vom Himmel. Er hatte dem Manne in bessern Zeiten einige Dienste geleistet, deren sich der Dankbare jetzt erinnerte, und ihm, gegen Führung seiner französischen Korrespondenz, eine Freistatt in seinem Hause anbot Entzückt nahm Willibald den Vorschlag an, zog mit Weib und Kind zu dem reichen Unbeweibten, fand dort für beide Unterhalt und Bequemlichkeit, auch nebenher noch Stunden der Muße, um sich, durch kleine schriftstellerische Arbeiten, einen Nothpfennig zu verdienen.

Herr Kranich war ein wackerer Mann, der dem eben so wackern Willibald sein Vertrauen schenkte, und sich weder an den Fürsten, noch an die Welt kehrte, auch nicht selten dieser seiner Selbstständigkeit mit Wohlgefallen erwähnte, und es gern hörte, wenn der Schützling ihm etwas Schmeichelhaftes darüber sagte.

Der einzige Punkt, worin dieser von seinem Wohlthäter verschieden dachte, war die Frömmigkeit. Schon Kranich's Eltern gehörten zu einer stillen Sekte, die in christlicher Demuth sich für besser hielt als andere Menschen; und obwohl ihr Sohn von der Natur keine Neigung zu einer solchen Absonderung empfangen hatte, so wirkten doch Erziehung und Beispiel mächtig genug auf ihn, um ihn auch noch in reifern Jahren an die stille Gemeinde zu fesseln. Nur blieb er, durch Reisen gebildet, stets tolerant, und be-

kümmerte sich wenig darum, ob sein Hausfreund zu Gottes Tische gehe oder nicht.

Gerade in diesem letzten Punkte war Willibald sehr nachlässig, und es vergingen bisweilen Jahre, ehe er einmal an die Pflicht dachte, seinen Mitbürgern ein gutes Beispiel zu geben. Herr Kranich hatte nie etwas davon erwähnt, und Willibald beharrte in seiner Sorglosigkeit. Man denke sich daher sein Erstaunen, als ihn plötzlich eines Morgens die Erklärung seines Wohlthäters überraschte: daß er ihn in seinem Hause nicht länger hegen könne.

»Mein Gott! warum nicht?»

»Sie wohnen schon fast ein Jahr bei mir, und sind nie zu Gottes Tisch gegangen.»

»Hätten Sie mir je ein Wort davon geäußert — Ich will es am nächsten Sonntag thun.»

»Das kommt zu spät. Mir zwar gilt es gleich; ich denke, ein Jeder muß von seiner eigenen Seele Rechenschaft geben; aber die Gemeinde, zu der ich gehöre — der Vorsteher derselben ist bei mir gewesen, hat viel von Aergerniß gesprochen, und hat mir ernstlich geboten, Sie aus dem Hause zu schaffen.»

»Aber bester Herr Kranich! Ich bin gewohnt, Sie blos nach Ihrer Ueberzeugung handeln zu sehen —»

»Allerdings.»

»Sie kehrten sich nie an das Urtheil der Welt —»

»Nein.»

»Oder an den Fürsten —»

»Noch weniger.«

»Warum also —?«

»Ja lieber Gott, ich bin nun einmal ein Mitglied der Gemeinde, die mich vielleicht gar ausschließen würde, wenn ich darauf beharrte, Sie zu unterstützen. Es thut mir wahrlich leid, aber Sie sehen, ich kann nicht anders. Nehmen Sie dies letzte Geschenk von mir, und gehen Sie mit Gott.«

Der Rath war christlich und bequem für den Rathgeber; denn es ist nichts leichter, wenn man einen Menschen verlassen will, als ihn an Gott zu weisen. Wirklich glaubte der oft getäuschte und bitter gekränkte Willibald den Wink einer hilfreichen Gottheit zu erkennen, als er noch am nämlichen Tage in den Zeitungen las, daß der reiche Herr von Ritterholm, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf und von einem Dutzend Gütern, einen homme d'Affaires suche, der ein Auge auf seine Verwalter und Amtleute haben, und jährlich die zwanzig Neujahrsbriefe schreiben solle, die Se. Gnaden an Dero hohe Verwandtschaft abgehen ließen. Dafür wurden dem homme d'Affaires eine artige ländliche Wohnung, einige Scheffel Getraide, einige Fuder Holz und einige Thaler Geld zugesichert.

Die Noth zwang Willibald sich zu melden, die Hoffnung war nicht sein Geleitsmann. Denn ob er sich gleich gar wohl erinnerte, daß Herr von Ritterholm mit zu jenen selbstständigen Schreiern gehört habe, so hatte doch eine dreifache Erfahrung seinen Glauben an die Selbstständig-

keit schon sehr stark erschüttert. Doch nur zu bald fand der Leichtgläubige auch das Vertrauen auf diese Tugend wieder; denn nachdem er dem Herrn von Ritterholm seine Geschichte ungeschminkt vorgetragen, bedauerte ihn dieser mit viel Gutmüthigkeit, erbat sich aber auch zugleich die Erlaubniß, ihn auszulachen, daß er in einer Stadt, und gar in einer Residenz, Selbstständigkeit gesucht, oder an sie geglaubt habe. »Nur auf dem Lande,« fügte er hinzu, »wohnt diese Tugend ungestört. Hier gibt es kein Publikum, keinen Hof, keine Sekten, hier leben wir allein der Natur, dem Verstande, dem Herzen, und es wird mir lieb sein, unsern kleinen Zirkel durch einen Mann von Ihrer Denkungsart vergrößert zu sehen.«

Willibald wollte sich eben mit Thränen in den Augen bedanken, als Pastor Schellficht hereintrat, der Pfarrer des Orts, der jeden Abend mit dem gnädigen Herrn zwei Stunden lang Piquet spielen mußte. Die Nase stand ihm hoch in die Luft, wie ein Krahn, und er maß den Fremdling mit blitzenden Augen. Der gnädige Herr machte ihn in der Kürze mit Willibald's Schicksalen bekannt, und als der Herr Pastor vernahm, daß der junge Mann auch studirt habe, so geruhten Se. Hochwürden, sich auf Dero Steckenpferd zu schwingen, nämlich die Natur-Philosophie, von welcher Sie, gleich den meisten ihrer Anhänger, den Saft und Kern, nämlich die dunkeln Prunkworte, erlernt hatten, und deshalb von dem gnädigen Herrn für einen großen Gelehrten gehalten wurden. Willibald, den die

Natur mit keinem Sinn für ihre sogenannte Philosophie, hingegen mit Mutterwitz reichlich begabt hatte, und der jetzt eben, durch die Aussicht auf neue Versorgung, in die beste Laune versetzt worden war, ließ dem Witz, wie der Laune, den Zügel ein wenig zu stark schießen, machte sich über die philosophischen Luftschiffer weidlich lustig, und brachte es sehr bald dahin, daß Herr Pfarrer Schellficht, dessen stolze Nase wie eine Kohle glühte, zu den gewöhnlichen Waffen seiner Philosophie, nämlich zum Schimpfen, seine Zuflucht nahm, und da er wirklich in dieser Kunst nicht einmal seinem großen Meister nachstand, so hielt Herr von Ritterholm für gut, durch ein Machtwort den Streit zu enden, der ihm ohnehin Langeweile machte, weil er nichts davon verstand. Es war Abend geworden, die Karten lagen auf dem Tische, darum bat er Willibald, sich am andern Morgen wieder einzufinden, um Bedingungen zu verabreden, und dann sein Amt sogleich anzutreten.

Mit leichtem frohen Herzen eilte der Vater und Gatte in's Wirthshaus, wo Weib und Kind seiner ängstlich harrten; mit leichtem frohen Herzen ging er am andern Morgen wieder auf's Schloß; aber Herr von Ritterholm empfing ihn verlegen, und seine erste Frage war: »Spielen Sie auch Piquet?« — Antwort: Nein.

»Sie könnten es doch leicht lernen?«

»Schwerlich, gnädiger Herr. Der sogenannte Esprit de jeu ist mir nicht zu Theil geworden.«

»So? — In diesem Falle thut es mir leid — Sie nicht bei mir aufnehmen zu können.«

»Nicht? — unter den Eigenschaften, welche Ew. Gnaden von Ihrem homme d'Affaires, laut öffentlicher Bekanntmachung, begehren, ist meines Wissens das Piquetspiel nicht begriffen.«

»War auch nicht vonnöthen,« erwiederte der Edelmann, »weil Herr Pfarrer Schellficht bisher die Güte hatte, dreihundertfünfundsechzigmal im Jahr sich zu diesem Spiele einzufinden. Nun haben Sie ihn aber gestern so erbittert, daß er mir rund heraus erklärt hat, er werde seinen Fuß nicht mehr in mein Schloß setzen, wenn Sie darin wären.«

»Mein Gott, das ist ja doch kein Beweis für seine Philosophie.«

»Ei was geht mich seine Philosophie an? Ich brauche einen Piquetspieler und kann ihn nicht entbehren.«

»So will ich ihn recht gern um Verzeihung bitten.«

»Das hilft nichts, er verzeiht nie. Also, mein werther Herr Willibald, begreifen Sie wohl, daß wir nicht zusammen taugen. Hätten Sie das edle Piquetspiel verstanden, so hätten wir dem Pfarrer getrotzt; jetzt aber müssen wir uns bequemen, und folglich Gott befohlen!«

Mit einem bittern Lächeln entfernte sich Willibald, Kummer und Aerger nagten an seinem Herzen. Stumm trauernd begab sich die hilflose Familie wieder auf den Weg nach der Stadt, und zwar zu Fuße, wie sie gekommen war.

Auf dem halben Wege etwa, als Willibald eben still

und gebückt an einem Kornfelde hinschlich, siehe, da stand plötzlich der Magister Tischmagen vor ihm, der auf seinen gesegneten Feldern spaziren ging, des jungen Mannes sich sogleich erinnerte, ihm, wie Sokrates dem Alcibiades, seinen Stock vorhielt, und mit gutmüthiger Theilnahme fragte: Was er auf dem Herzen habe?

Es bedurfte keiner Künste, diesem vollen Herzen sein Geheimniß abzufragen, es floß willig über, und die Thränen der hübschen jungen Frau, deren Augen zugleich mit überflossen, zeugten für die Wahrheit der Erzählung.

»Ei, ei,« lächelte Magister Tischmagen, »das Schicksal hat Ihnen übel mitgespielt; indessen, wenn Sie vor der Hand keine andere Zuflucht wissen, so kommen Sie zu mir. Bei mir wird kein Piquet gespielt; bei mir mögen Sie reden, schreiben und glauben was Sie Lust haben; ich fordere nichts von Ihnen als Theilnahme an meinem frohen Lebensgenuß. Gott sei Dank! bei mir wird nicht von Selbstständigkeit gesprochen, aber sie wird geübt. Ich stehe mit Freunden und Gönnern in Korrespondenz, werde Sie empfehlen, verschaffe Ihnen sicher in einigen Monaten eine bequemere Stelle, und bis dahin leben Sie als ein lieber Gast in meinem Hause. Sie dürfen mir auch nicht danken; ich thue das mehr um meinetwillen; denn wenn ich zufriedene Menschen an meinem Tische sehe, so schmeckt das Essen mir besser.«

Die Gesichter der armen wandernden Familie erheiterten sich, man nahm den Vorschlag dankbar gerührt an,

und der freundliche runde Magister führte seine Gäste heim. Sie fanden da Alles, wie ihr Wirth es beschrieben: eine bequeme Wohnung, ein zwangloses Leben, eine leckere Tafel auf welche der Besitzer dieser fetten Pfründe besonders viel zu halten schien. Seinem Versprechen gemäß, schrieb er auch sogleich an alle seine hohen Gönner, auf deren Willfährigkeit er zählen konnte, weil er jährlich aus seinem vortrefflichen Weinberge jedem ein Fäßchen Wein zu senden pflegte.

Amalie, von Dankbarkeit getrieben, machte es sich zum süßen Geschäft, den guten dicken Alten kindlich zu bedienen und Alles zu thun, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Es gelang ihr auch, sich so bei ihm einzuschmeicheln, daß er schon einmal den Gedanken fallen ließ: warum es denn eben nöthig sei, noch auswärts Versorgung zu suchen, da man sich in seinem Hause wohl befinde, und gegenseitig mit einander zufrieden sei?

Unglücklicherweise hatte Frau Hirschkalb, die Haushälterin und respektive Köchin, diese Aeußerung aufgeschnappt. Gleich beim Eintritt der Gäste war ihr die hübsche junge Frau zuwider gewesen, und sie hatte ihre Gegenwart bisher nur geduldet, weil sie dieselbe bald wieder los zu werden hoffte. Jetzt aber, da sie befürchten mußte, die Bettelfamilie werde sich einnisteln, sie wohl gar verdrängen, oder doch wenigstens in dem Testamente des alten Herrn einen Platz erschleichen, jetzt beschloß sie ohne Verzug, die ihr von Rechts- und Gewohnheitwegen zustehende

Macht zu ihrer Nothwehr zu gebrauchen. Sie kannte die schwache Seite des Magisters uud that einen muthigen Angriff auf dieselbe.

Willibald und Amalie ahneten nichts. Sie kehrten eben von einem Spazirgang nach Hause, als Magister Tischmagen ihnen mit großer Verlegenheit ankündigte: daß er gezwungen sei, sie zu ersuchen, die Antwort auf sein Empfehlungsschreiben irgendwo in einiger Entfernung abzuwarten, nur nicht in seinem Hause. »Es geht mir sehr nahe,« fügte er hinzu, »aber weiß Gott! ich kann nicht anders.«

»Und warum nicht?«

»Lieber Gott! die Frau Hirschkalb, meine brave Haushälterin, will mich auf der Stelle verlassen, wenn ich ihr nicht dieses Opfer bringe.«

»Mich däucht, dabei würde die Frau Hirschkalb weit mehr einbüßen als Sie?«

»Ei bewahre der Himmel! Auf zehn Meilen in die Runde versteht kein Mensch solche Maccaroni zuzurichten als Frau Hirschkalb, — oder — (besann er sich schnell, indem er sich zu Amalien wandte) excelliren Sie vielleicht in der edlen Kochkunst?«

Amalie mußte bekennen, daß sie diese Kunst nicht verstehe.

»Nun lieben Freunde, so verargt mir's nicht. Ich bin seit dreißig Jahren an die Küche der Frau Hirschkalb gewöhnt; eine andere Zubereitungsart der Speisen wäre

mein Tod. Euch soll indessen nichts abgehen, ich werde euch aus allen Kräften unterstützen, bis meine auswärtigen Gönner helfen; nur mein Haus —»

»Ich verstehe,» erwiederte Willibald mit einem bittern Seufzer, den die Brust seiner Gattin wiederhallte. Er nahm seinen Knaben auf den Arm, Amalien bei der Hand, und verließ den Gastfreund, dem man nicht zumuthen durfte, seiner Selbstständigkeit ein Opfer von Maccaroni zu bringen.

Mit Angst und Verzweiflung ringend betrat er die Welt, wo ihn — beladen mit dem Haß des Hofes, dem Tadel der Welt, dem Abscheu der Frommen, nur Kampf mit Mangel und Elend erwartete. Doch das Schicksal ermüdete ihn zu verfolgen, die Hilfe war nahe. Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, daß ein weitläufiger Verwandter seiner Frau ihr ein ganz artiges Vermögen hinterlassen, unter der einzigen Bedingung, eine alte Muhme sammt ihrem Kater bis an den Tod zu füttern.

Seine Freude war grenzenlos. Zwar reichte die Erbschaft gerade nicht hin, um in der theuren Stadt zu wirthschaften, aber das war ihm eben recht. Auf's Land wollte er ziehen, ganz sich und seiner Familie leben, und in seiner eigenen Person ein Beispiel aufstellen, daß die Tugend der Selbstständigkeit noch nicht aus der Welt gewichen sei. Rasch führte er seinen Vorsatz aus. Er kaufte in einer schönen Gegend ein niedliches Bauergut, führte frohlockend Weib und Kind, die alte Muhme und ihren Kater daselbst ein, widmete sich ganz der Landwirthschaft und begann in der That ein frohes Leben.

Seine schönen Grundsätze über Willensfreiheit, Moral, Erziehung u. s. w., konnte er nun alle ohne einiges Hinderniß in Ausübung bringen; er bildete sich auch wirklich ein, daß er es thue, und wünschte nichts mehr, als einmal die ganze Gesellschaft, die an jenem Friedensfeste so ruhmredig war, in seiner Hütte bewirthen zu können, um ihr zu zeigen, was eigentlich Selbstständigkeit sei. Niemand widersprach ihm, wenn er über diese Materie in Feuer gerieth, und Amalie lächelte nur verstohlen über ihren lieben, selbstständigen Mann, der Alles that, was sie haben wollte und auch gar nichts Anderes thun durfte. Nur wenn sie mit ihrer Muhme allein war, erlaubte sie sich bisweilen eine gutmüthige Spötterei darüber, und brüstete sich ein wenig mit ihrer Herrschaft.

Auch ihr widersprach Niemand, denn nur verstohlen lächelte die alte Muhme über die herrschende Hausfrau, bei der sie selbst sich dermaßen in Ansehen gesetzt hatte, daß ohne ihre Billigung und Zustimmung keine Schüssel auf den Tisch getragen, vielweniger sonst etwas Wichtiges im Hause unternommen wurde. Hätte aber nur der Kater lächeln können, er würde über sie Alle gelächelt haben, denn eigentlich war er es, der das Haus regierte.

Die alte Muhme war eine herzensgute Person, die Niemand etwas zu leide that, wenn man nur ihren Kater gebührend ehrte. Aber von den Launen dieses Murners hing sie gänzlich ab, und wenn es sich etwa zutrug, daß das liebe Vieh nicht mit dem gewöhnlichen Appetit speiste,

so brummte die Muhme mit Amalien, Amalie brummte mit ihrem Manne, der Mann wurde verdrießlich und fuhr das Gesinde an, das Gesinde murrte und arbeitete unlustig; das ganze Haus war verstimmt; doch zum Glück nicht lange, weil sich der Kater, in der Regel, einer guten Gesundheit erfreute.

Eduard, Willibald's einziger Sohn, war nunmehr heran gewachsen, ein biederer, fleißiger Jüngling geworden. Als er sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, überfiel ihn die Krankheit, welche diesem Alter eigen, und für welche, wie für den Tod, kein Kraut gewachsen ist, — ich meine die Liebe. Röschen, des Nachbars hübsche, sechzehnjährige Tochter, hatte es ihm angethan, und so sehr auch sein Vater ihm von Jugend auf die herrliche Selbstständigkeit vorgepredigt hatte, so war er doch, in Röschens Gegenwart, eine bloße Maschine, die sie nach Belieben aufzog und ablaufen ließ. Das Spiel, welches sie auf diese Weise mit ihm trieb, gefiel ihr selbst so gut, daß sie eben so herzlich als Eduard wünschte, vor dem Altare berechtigt zu werden, es ihr ganzes Leben lang mit ihm zu treiben. Sobald das verschämte Mädchen dem entzückten Jüngling dieses Bekenntniß abgelegt hatte, stürzte er in die Arme seines Vaters, und entdeckte ihm sein süßes Verlangen nach Röschens Besitz.

»Du sollst sie haben,« sagte Willibald freundlich, »sie ist zwar nur eines Bauern Tochter, aber ihr Vater ein redlicher, wohlhabender Landmann, und ich bin, Dank sei

es meinen Grundsätzen, jetzt auch nichts mehr. Du sollst sie haben!" wiederholte er, und ging zu Amalien, um ihr zu sagen, daß er beschlossen habe, Röschen mit Eduard zu vermählen.

Das Wort beschlossen entlockte Amalien ein kleines spöttisches Lächeln; da sie aber selbst diese Verbindung gut hieß, so that sie, was sie in solchen Fällen immer zu thun pflegte, sie stellte sich nämlich, als habe sie Manches dawider, und gebe blos des Mannes Wünschen nach. Es fiel ihr in der That nicht ein, daß die Muhme etwas dagegen haben könnte, allein diese wurde fast ohnmächtig bei dem bloßen Gedanken, ihren lieben kleinen Vetter mit Röschen dem Teufelskinde verheirathet zu sehen.

Solchen Widerwillen hatte Röschen durch eine Gräuelthat verschuldet, die ihr freilich nimmer verziehen werden konnte. Der geliebte Kater nämlich hatte sich vor einiger Zeit einen Schleifweg in ihre Milchkammer zu bahnen gewußt, wo er täglich den Rahm von allen Töpfen leckte, bis ihn Röschen einst auf der That ertappte, in einem unglücklichen Augenblicke ein Beil ergriff, und — da der erschreckte Dieb eben durch das Fenster entwischen wollte, einen so gewaltigen Streich nach ihm führte, daß ein Theil seines dicken, behaarten Schweifes in der Milchkammer zurück blieb.

Den Jammer der alten Muhme schildert kein Pinsel; unauslöschlicher Haß traf die Grausame, die sich ihrer Heldenthat sogar zu rühmen wagte. Vergebens begab sich Eduard mit dem Blaserohr täglich auf die Jagd, um Sper-

linge für den Kater zu schießen; vergebens erbot sich Röschen zu einem regelmäßigen Tribut vom fettesten Rahm. Die Alte blieb unerbitterlich. Der beleidigte Kater konnte die Heirath nicht zugeben; die entrüstete Muhme gehorchte dem beleidigten Kater; die lenksame Amalie der entrüsteten Muhme; der selbstständige Willibald der lenksamen Amalie, und alles Seufzen und Stöhnen des liebenden Paares verhallte in den Lüften.

Endlich wurde der alte dicke Murner von der berühmten Katzenpest ergriffen, die bekanntlich einst in Koppenhagen, Wien und Basel so mörderlich unter dem Katzengeschlechte wüthete. Er starb, und die Muhme verfiel in eine schwere Krankheit, die sie zwar nicht, wie der große Kant seine Kopfbedrückungen, aus der elektrischen Beschaffenheit derselben Luft erklärte, welche ihrem geliebten Murner den Tod gebracht, von der sie aber, ohne alle Erklärung, in wenigen Tagen hingerafft wurde.

Einige Wochen nachher standen Eduard und Röschen vor dem Altare, und als, nach vollzogener Trauung, der Vater den jungen Ehemann gerührt umarmte, flüsterte er ihm in's Ohr: »Merke es dir, mein Sohn! dieses Glück hast du meiner Selbstständigkeit zu danken.« Eduard erwiederte nichts, allein er warf einen schlauen Blick durch das Fenster in den Garten, wo eben der Vollmond Murner's Grab beleuchtete.



Neue Scene zu dem Lustspiel: Die Unglücklichen.

In der Berliner Zeitung hat Jemand die richtige Bemerkung gemacht, daß mehrere Scenen in meinem Lustspiel: Die Unglücklichen, veraltet sind, und daß, da es doch ein Stück à tiroir ist, ich wohl thun würde, dann und wann neue Scenen einzuschalten, wofür man alte weglassen könnte. Der Rath ist gut, und ich liefere hier einen Beweis, daß ich gesonnen bin, ihn zu befolgen. —

Peter Falk und **Ulrich Falk** (ein Landkartenhändler).

Ulrich. Mein hochzuverehrender Herr, unter allen armen Teufeln bin ich der ärmste.

Peter. Das ist schlimm, doch Armuth ist nicht immer Unglück.

Ulrich. Ew. Hochedlen scheinen wenig in der Welt bekannt zu sein?

Peter. O ja, ich kenne alle die Gemeinsprüche; die muß ein edles Gemüth verachten.

Ulrich. Mit Vergnügen, wenn das noble Gemüth zu essen hat. Lieber Gott! ich weiß recht gut, daß alle Sprüche heut zu Tage verachtet werden: Gemeinsprüche, Sittensprüche, biblische Sprüche; allein von wem, mein Herr? Von wem? Nur von Reichen oder Gewaltigen; die können ihrer Verachtung gehörigen Nachdruck geben, gebührendes Ansehen verschaffen. Aber ich! — Wer fragt darnach, ob

ein bankerotter Landkartenhändler die Gewaltigen verachtet oder nicht?

Peter. Bankerott?

Ulrich. Total.

Peter. Vielleicht durch eig'ne Schuld?

Ulrich. So pflegt man immer zu vermuthen, wenn man nicht Lust hat, zu helfen.

Peter. Sie haben Recht. Ich danke für die Erinnerung. Erzählen Sie.

Ulrich. Ich nährte mich fleißig und redlich, brachte nie leichte Ware zu Markte, bezahlte die berühmtesten Professoren mit schwerem Gelde, um stets die zuverlässigsten Karten von allen Ländern, und besonders von dem lieben deutschen Vaterlande zu liefern. Ach, mein hochzuehrender Herr! Das liebe deutsche Vaterland hat mich ruinirt! Seit ein paar Jahren sind nicht weniger als vierundfünfzig neue Karten von Deutschland aus meiner Offizin hervorgegangen, sie taugen aber alle nichts mehr.

Peter. Wie so?

Ulrich. Mein Gott, wie so! Heute wurde ein Friede geschlossen auf ewige Zeiten; — (denn Ew. Hochedlen ist bekannt, daß alle Friedensschlüsse mit der lieben Ewigkeit anheben;) — morgen ließ ich alsobald, den Traktaten gemäß, eine neue Karte verfertigen, übermorgen gab es wieder Krieg, und in der folgenden Woche neue Grenzen. Hier wurde ein Land erobert, dort ein anderes vertauscht, ein drittes genommen, oder, nach der neuen Sprache, v e r-

einigt, und so verging selten ein Monat, in dem ich nicht eine nagelneue Karte wegwerfen mußte. Ich ließ mich nicht abschrecken, ich wurde eigensinnig und dachte: die Ewigkeit ist doch kein Frauenzimmer-Kopfzeug, sie muß doch endlich einmal einige Jahre dauern; aber vergebens! Ich konnte meine Karten kaum so schnell illuminiren, als die Länder ihre Herren wechselten. Ich hatte gut Grenzen machen; es gab Leute, die gar keine Grenzen kannten. Und so ist es endlich mit mir dahin gekommen, daß ich ein Haus von Landkarten bauen kann, die zu Makulatur geworden; aber mein eigenes Haus habe ich den Kreditoren räumen müssen.

Peter. Das bedaure ich. Doch Sie werden wohl erfahren haben, daß der Krieg viele Tausende weit unglücklicher gemacht hat, als Sie. Darum möchte Ihr Bankerott, wenn gleich unverschuldet, Sie schwerlich zu Ansprüchen auf die Erbschaft berechtigen.

Ulrich. Ew. Hochedlen haben Recht. Ich würde mich auch längst darin gefunden, und sonst auf eine ehrliche Weise ernährt haben. Ich illuminire, ohne Ruhm zu melden, ganz vortrefflich, und da es jetzt so viele neue Wapen gibt, so könnte dieser Nahrungszweig mir allerdings ein reichliches Auskommen verschaffen. Aber ach! Mich drückt noch ein schwereres Leiden! Ein Unglück, dem ich nur durch Flucht in ferne Länder wo nicht entrinnen, doch einigermaßen aus dem Wege gehen kann; und dazu bedarf ich der Erbschaft meines Vetters.

Peter. Erklären Sie sich deutlicher.

Ulrich. Ich bin ein Deutscher, und habe das schwere Unglück, mein Vaterland zu lieben.

Peter. Armer Mann! dann sind Sie in der That beklagenswerth! — (Er steht auf.) Doch fassen Sie Muth! Friedrich's Zögling und Friedrich's Heere sind aufgebrochen, allen Deutschen, allen, wieder ein freies Vaterland zu erkämpfen. —

Ulrich. Es lebe der König!

Peter. Er lebe und sein Heldenheer! — Gehen Sie dort in jenes Zimmer; ich werde Ihrer gedenken.

Ulrich. Meine Dankbarkeit —

Peter. Ist nicht vonnöthen.

Brief aus Japan,

geschrieben im Jahr 1805.

— Bis ich dir mein Tagebuch bringe, lieber Vater, wirst du schon mit einigen magern Fragmenten vorlieb nehmen müssen. Zwar, wenn ich diese neue, sonderbare Welt dir eben so lebhaft beschreiben könnte, als lebhaft die Eindrücke sind, welche sie auf mich macht, du würdest gewiß keine Langeweile empfinden, denn alles ist hier so fremd, hat eine so seltsame Physiognomie, weicht so ganz von dem ab, was man in Europa zu sehen gewohnt ist,

daß man oft auf dem Schauplatz der Mährchen in Tausend und Einer Nacht zu stehen glaubt.

Durch eine schmale Einfahrt, über eine sandige Untiefe, gelangten wir in den Hafen von Nangasacki, der sich allmählich weitert. Längs einer Küste, von welcher hohe Berge ihre Schatten in's Meer werfen, schifften wir bis zu einer Insel, oder vielmehr zu einem von der See umflossenen Gebirge, Taka Jama, der Bambusberg genannt. Die christlichen Priester, die vermuthlich das Senfkorn des Glaubens mitbrachten, sollen ihn einst, zur Zeit einer Christen-Verfolgung, in's Meer versetzt haben.

Je weiter man kommt, je schöner wird der Anblick von Nangasacki und von seinen Umgebungen. Da, wo der Hafen seine größte Breite hat, liegt die Stadt, in Gestalt eines halben Mondes, am niedrigen Ufer, umgeben von Bergen, die zwar nicht hoch, aber steil, und grün bis zum Gipfel sind. Prächtige, wenigstens bunte Tempel, erheben sich auf einzelnen Hügeln und Abhängen, Gärten und Terrassen ziehen sich um die Tempel her. Höher hinauf ragen eine unendliche Menge von Grabmählern hervor. Auch Teppiche von fruchtbaren, wohlangebauten Feldern schmeicheln dem Auge; das Ganze ist so lieblich und freundlich, daß man, um davon entzückt zu werden, eben nicht nöthig hat, Monate lang zuvor auf der See herum zu schwärmen.

Längs dem Hafen erblickt man eine Menge drohender Bastionen, aber sie gleichen Prahlern ohne Muth, denn sie tragen kein Geschütz. Kurz vor der Stadt sind, einander

gegenüber, zwei kaiserliche Wachen postirt, deren jede aus mehreren hundert Mann besteht. Wir begrüßten sie mit Kanonenschüssen, und sie thaten uns auch eine Ehre an, indem sie allerlei rothe Lappen aushingen.

Nangasacki ist ein ganz offener Ort, durchflossen von drei Strömen herrlichen Wassers, welche aus den benachbarten Gebirgen herabkommen. Oft aber soll kaum so viel Wasser darin sein, daß man die Reißfelder damit begießen kann; in der Regenzeit hingegen schwellen sie dermaßen an, daß sie Häuser mit sich fortreißen. Eine Menge häßlicher Brücken führen über diese Ströme. Die Straßen, deren man, glaube ich, mehr als achtzig zählt, sind kurz, eng, krumm, und gehen fast alle bergauf. Die Wohnhäuser sind zum Theil recht artig, nur ein Stockwerk hoch und alle von einerlei Bauart; die Fenster von Papier, die Wände inwendig mit Matten behangen, die Zimmer blos durch spanische Wände geschieden und dürftig meublirt. In der Stadt und um dieselbe zählt man mehr als sechzig Tempel, wo die Einwohner nicht blos beten, sondern sich auch in den schönen Gärten lustig machen, welches letztere dem lieben Gott vielleicht eben so wohlgefällig sein mag als das erstere.

Der älteste ihrer Götzen — mich dünkt, er heißt Cami, — ist so ziemlich aus der Mode gekommen, denn er muß sich mit fünf Tempeln begnügen. Dagegen haben die fremden Götter, die über's Meer gebracht worden, deren fünfzig. Nicht wahr, lieber Vater, es muß wohl in der Natur des

Menschen liegen, daß er das Fremde stets dem Einheimischen vorzieht? es sei nun von Kleidern, von Menschen oder von Göttern die Rede. So ist es in Europa, in Japan und vermuthlich überall.

Soll ich dir auch beschreiben, wie die Tempel aussehen? — Ich habe es in meinem Tagebuche versucht, allein das Bild kommt mir selbst so konfuß vor, daß ich dich lieber damit verschonen, und dies Wagestück einem meiner kunstverständigeren Gefährten überlassen will. Nur das muß ich wiederholen, daß die Umgebungen der, außer der Stadt auf Hügeln gelegenen Tempel allerliebst sind; daß man auf schönen Treppen zu ihnen hinaufsteigt, durch schöne Alleen lustwandelt, und von dort herab die Stadt, den Hafen sammt der umliegenden Gegend überschaut. Fürwahr, eine reizende Aussicht! und ich wundere mich, daß die Jammabos — so heißen ihre Bergpriester, — nicht alle zu Dichtern werden.

Erlaube mir jetzt, mit der Beschreibung der heiligsten Oerter, sogleich die der unheiligsten zu verbinden. Ich folge darin nur dem Beispiel der Eingebornen, die aus ihren Tempeln stracks hinab in die Stadt, und zwar in den Theil derselben der Kasiemass, die Herberge der hübschen Mädchen, heißt, wallfahrten. Die niedlichsten Häuser, welche zwei ganze Straßen bilden, sind den Wohnungen dieser gern beglückenden gewidmet, denen es hier bei dem großen Zusammenfluß von Fremden nie an Besuch fehlen soll. Die Art, wie sie zu dieser ehrlosen Lebensart verhan-

delt werden, ist noch weit schändlicher als die Lebensart selbst. Man kauft sie nämlich in zarter Jugend ihren Eltern ab, wenn sie kaum zehn oder zwölf Jahre alt sind. Du meinst wohl, die Eltern wüßten nicht, wozu ihre Töchter gekauft werden? O ja, sie wissen es recht gut. Die Kupplerinnen, welche diesen ehrbaren Handel treiben, nehmen so viele der armen Kinder zu sich, als sie nur beherbergen können, manche bis dreißig. Die Mädchen bewohnen niedliche Zimmer, erhalten Unterricht im Tanz, in der Musik, und Gott weiß, worin sonst noch; man kleidet sie so vortheilhaft als möglich, und man wendet mehr oder weniger Kosten auf ihre Bildung oder ihren Schmuck, je nachdem sie von der Natur reich oder karg begabt wurden. Die Meisten sind sehr hübsch. Aber ach! Die Rosenzeit verstreicht sehr bald, der Herbst bringt Mangel, der Winter Verzweiflung. Altern sie nämlich und locken keine Liebhaber mehr, so wird ein Zelt vor der Hausthür aufgeschlagen, da müssen sie sitzen die ganze Nacht, und froh sein, wenn das vorübergehende gemeine Volk sie noch seiner Aufmerksamkeit würdigt. Auch Mädchen, die noch jung und hübsch sind, aber irgend etwas verbrochen haben, müssen bisweilen zur Strafe diese nächtliche Schildwach stehen; und dennoch — solltest du es glauben? — dennoch finden diese öffentlichen Verläugnerinnen der Schamhaftigkeit nicht selten Männer, die sie heirathen, und werden dann für honnete Frauen gehalten! — Man lacht mich aus, wenn ich darüber erstaune; man sagt mir, bei uns,

in Europa, gehe es oft noch ärger zu. Hier in Nangasacki habe diese Schonung doch einen guten Grund. Was können nämlich die armen Mädchen dafür, daß sie von ihren abscheulichen Eltern verkauft werden? — Sie wählen ja ihren Stand nicht selbst; sie werden hineingestoßen, zu einer Zeit, wo sie noch Kinder und eigener Vernunft nicht mächtig sind. Bei uns hingegen — so behauptet man (denn Gottlob! meine eigene Erfahrung reicht nicht so weit), bei uns führen Eitelkeit, Wollust, Leichtsinn schon erwachsene Mädchen auf die schlüpfrige Bahn; und dennoch glitschen sie oft von derselben hinab in die Arme eines ehrlichen Mannes, oder eines Dummkopfs, der, wenn er nur reich und mächtig ist, wiederum Dummköpfe oder Schurken genug findet, die seine Frau für eine honnete Dame halten. — Nun meinetwegen! wenn sie nur wenigstens als Frauen ein ehrbares Leben führen.

Aber wenn es wahr ist, daß selbst die Kupplerinnen bei uns in großem Ansehen stehen, so werden wir durch die Japaneser beschämt. Hier sollen zwar diese schändlichen Weiber oft sehr reich werden, aber man nennt sie Katsamau, welches man ungefähr durch des Teufels Großmutter übersetzen könnte. Um sie vollends zu beschimpfen, rechnet man sie zu einer Zunft, die in Japan für unehrlich gehalten wird und Henkersdienste verrichten muß, wozu denn die Kupplerinnen gleichfalls ihre Knechte zu schicken gezwungen sind.

Doch schon zu lange habe ich bei den hübschen Sünde-

rinnen verweilt; du möchtest am Ende glauben, daß ich doch wohl mehr als Mitleid und Erbarmen für sie empfunden hätte. Laß uns schnell in eine andere Straße biegen, die uns in die Mitte der Stadt, und zugleich in die Hölle führt. Ja, ja, in die Hölle, denn es steht nämlich daselbst das öffentliche Gefängniß, welches mit allem Recht den Namen Cokuja (die Hölle) verdient. Da gibt es eine große Anzahl von Käfichten, größer und kleiner, besser und schlechter, je nachdem die Bewohner mehr oder minder strafbar, vielleicht auch mehr oder minder reich und vornehm sind. Die Zahl der Gefangenen ist selten unter hundert, obgleich das Henkerschwert täglich aufzuräumen bemüht ist. Ein eigener Platz ist für die Tortur bestimmt, ein anderer für stille Hinrichtungen. Schaudernd fragte ich unsern Dolmetscher, was er darunter verstehe? und schaudernd erfuhr ich, man schaffe sich auf diese Weise Menschen vom Halse, die gewöhnlich schuldlos, aber überlästig wären. Unser guter E—, der neben mir stand und mich beobachtete, spottete abermals meines empörten Gefühls, und rief sein ewiges: c'est tout comme chez nous! — Nein! Das übrige Europa kenne ich nicht, aber ich bin gewiß, daß er wenigstens unser liebes Vaterland nicht darunter versteht; denn wo Alexander der Menschenfreund herrscht, da gibt es weder Torturen, noch heimliche Hinrichtungen.

Ich weiß doch nicht, ob ich in der Hölle zu Nangasacki nicht lieber unter die Todten als unter die Lebendigen gehören möchte, denn die letztern sind wohl noch übler

daran. Sie müssen den ganzen Tag Wolle oder Hanf spinnen, oder Matten flechten, werden mit schlechtem Reiß sehr kärglich genährt, und dürfen jährlich etwa ein halbes Dutzendmal auf einem kleinen Platze im Innern des Gefängnisses spaziren gehen. Zur einzigen Erquickung ist ihnen vergönnt, sich dann und wann in einem großen Kessel zu baden. Ich bin auch ein großer Liebhaber vom Baden, aber diese Kessel sehen in der That nicht einladend aus.

Wenn die Gefangenen gut zu hungern verstehen, so können sie sich auch noch eine andere Freude im eigentlichsten Verstande vom Munde absparen. Wissen sie es nämlich mit ihrem Magen so zu verabreden, daß von ihrer Portion Reiß täglich etwas übrig bleibt, so dürfen sie am Ende aus diesen Ueberbleibseln ein Getränk brauen, welches Amasacki heißt, nach meinem Urtheil sehr schlecht schmeckt, aber angenehm berauschen soll, und folglich ihr Sorgenbrecher wird.

Jetzt will ich auch ein Wörtchen von den Einwohnern von Nangasacki reden. Einen großen Theil der Einwohnerinnen, wenigstens den schönsten, kennst du bereits. Wenn man zum ersten Mal in die Stadt tritt, sollte man fast auf den Argwohn gerathen, sie werde blos von Bettlern und Hunden bewohnt, denn links und rechts wird man beständig angebettelt, angeknurrt und angeheult. Ob die Menschen oder die Hunde am unverschämtesten sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Außer Bettlern, Hunden und Freudenmädchen, gibt es auch noch eine Menge Krämer und Handwerker in Nangasacki, meist hungriges Volk, dem der Hunger aus den hohlen Wangen und die Begierde aus den hohlen Augen schaut. Rechne hierzu noch die Verkäufer von Lebensmitteln, die Matrosen, die Chinesen, die Pfaffen, die Polizei-Bedienten, und denke dir dann in den engen Straßen das bunte, übelriechende Gemisch. Der Lärm, den alle diese Menschen unter einander machen, ist unbeschreiblich, und ohne Baumwolle in den Ohren kaum auszuhalten. Hier bietet dir kreischend ein Krämer seine Ware, ein Handwerker sein Kunstprodukt, dort ein Gärtner seine Früchte, ein Bauer sein Holz, ein Jäger sein Wildpret; dazwischen schlagen die Wächter auf große Stöcke, die Bettelmönche murmeln Gebete, die Hunde heulen und bellen. Das ist noch nicht alles. Wenn ein Kranker mit dem Tode ringt, oder wenn er eben gestorben ist, so versammeln sich Verwandte und Priester um ihn, singen fürchterliche Lieder und läuten mit Glocken dazu. Trifft sich's vollends unglücklicherweise, daß die Chinesen eben ihre Götzen in Prozession um einen Tempel tragen, so schallen auch noch Trompeten und Pauken dazwischen, und der Teufelslärm ist vollständig.

Im Hafen geht es freilich etwas ruhiger zu, allein ungestört kann man auch da nicht in seiner Hangematte liegen. Von dem Geschrei der Matrosen will ich gar nicht reden, das bin ich gewohnt; aber das unaufhörliche Gebrüll

der Nachtwächter, und wiederum die schweinsäugigen Chinesen, die Abends Papier zu verbrennen und als Opfer in die See zu werfen pflegen; ich sage dir, die Luft zittert unaufhörlich von schneidenden, kreischenden, murmelnden und brüllenden Tönen.

Uebrigens nährt man sich hier ziemlich gut, obgleich ein europäisches Leckermaul manches vermissen möchte, besonders an der Zubereitung. Aber es gibt herrliche Früchte, viele Gattungen von Gartengewächsen, Wildpret, Fische, Krebse, alles in großer Menge. Nur mit ihrem Reißgetränk (Sacki) kann mein Gaumen sich nicht vertragen, und ich ziehe das schöne, klare Wasser, das aus dem Berge Tatta fließt, weit vor. Wer da weiß, wie köstlich ein Trunk frischen Wassers einem Seemanne schmeckt, der wird mich nicht bedauern.

In alten Zeiten haben die Portugiesen hier eine große Rolle gespielt. Durch Demuth und Bescheidenheit nistelten sie sich ein, und waren wohl gelitten bei Hohen und Niedern. Aber Demuth und Bescheidenheit sind Tugenden, die, nach der Behauptung unsers N. N. ein christlicher Priester nur so lange ausübt, als er noch nicht fest genug zu stehen glaubt; dann aber wirft er die lästige Larve ab. Die Portugiesen sammelten Schätze und wurden übermüthig. Ein vornehmer japanesischer Staatsbeamter reiste eines Tages zum Kaiser; unterwegs begegnete ihm auf der Landstraße ein portugiesischer Pfaff, der es für überflüssig hielt, aus seinem Tragsessel zu steigen, wie es die

Landesgewohnheit erheischt, wenn man einem vornehmen Manne begegnet. Der Japaneser, eifersüchtig auf seinen Rang, wurde entrüstet, erbittert, trug die Sache dem Kaiser vor, schilderte die Fremdlinge als gefährliche Menschen, und kurz, diese unbedeutende Begebenheit soll die erste Veranlassung zu der Verfolgung und Ausrottung der Christen gegeben haben.

Vor einigen Tagen haben wir einer großen Ceremonie beigewohnt, die dem Gott Suwa, dem Schutzpatron von Nangasacki, zu Ehren gefeiert wurde, und bei der es, statt unserer langweiligen Predigten, recht unterhaltende Schauspiele gab. Ich will versuchen, dir eine kurze Schilderung davon zu machen. Manches habe ich freilich nicht recht begriffen, so oft ich auch um die Bedeutung gefragt habe; vielleicht haben auch manche seltsame Gewohnheiten nie eine Bedeutung gehabt, oder sie ist längst vergessen. Einige Tage vor dem Hauptfeste wurde eine närrische Prozession gehalten. Zuerst wurden zwei ausgehungerte Pferde geführt, deren sich jeder Iswoschtschick bei uns geschämt haben würde. Dann folgten eine Menge bunter Fahnen und allerlei Alterthümer, eine vergoldete Lanze, ein Stab, an den ein Federbusch, von weißem Papier ausgeschnitten, gebunden worden und ein Paar entsetzlich große, plumpe Schuhe. Eine Menge von Almosenbüchsen fehlten nicht, dann erschienen die prächtigen Zelte, unter welchen die Götzen wohnen und die an Stangen getragen werden. Sie sind achteckigt schön gefirnißt, mit vergoldeten Rän=

dern, mit metallenen Spiegeln behängt, und oben darauf steht ein goldener Kranich. Hinten nach trägt man ein Paar kleine hölzerne Stühle, deren man sich am Hofe ihres Papstes bedienen soll. Dann folgten abermals zwei lebendige Pferde-Skelette; die Priesterschaft und endlich der Pöbel machten den Beschluß.

So zogen sie zu ihrem vornehmsten Tempel auf dem Berge Tatta, zu dem man auf einer schönen Treppe von einigen hundert Stufen hinaufsteigt. Der große Vorhof desselben ist mit Gemälden und Statuen ausgeschmückt, welche von frommen Gläubigen dahin verehrt worden, und die von den Einwohnern sämmtlich für Meisterstücke gehalten werden. Nun du kennst ja die chinesischen Theebüchsen.

Sobald die ganze Prozession sich daselbst geordnet hatte, erschienen vier Abgeordnete des Gouverneurs, denen zwanzig Piken vorgetragen wurden, an welchen bunte Federbüsche lustig flatterten. Die ehrbaren Herren wuschen sich gravitätisch die Hände in einem Becken, das vor dem eigentlichen Tempel stand; dann gingen sie hinein. Was sie drinnen gemacht haben, weiß ich nicht. Man sagte mir, sie müßten da, zum Gedächtniß ihrer armen Vorfahren, schlechten Reißtrank zu sich nehmen.

Um eben dieses Gedächtnisses willen war der Schauplatz des Hauptfestes, ein elender Tempel, ausdrücklich für diesen Tag nur von Bambus erbaut und mit Stroh gedeckt. Wenn die stolzen Japanesen sich wirklich dabei ihrer

vormaligen Armuth erinnern, so gefällt mir das recht gut. Wenigstens spenden sie bei dieser Gelegenheit so reichliche Almosen, oder werfen sie vielmehr ihren Pfaffen in solchem Ueberfluß zu, als wären es, wie beim römischen Carneval, nur Hände voll Zucker.

Was meinst du wohl, worin die Hauptfeierlichkeit dieses Tages bestanden habe? — Wie oft habe ich dich an meine Seite gewünscht, denn es wurden Schauspiele und Ballete aufgeführt. Schon die Prozession, in welcher man zum Tempel zog, war von der vorher beschriebenen ganz verschieden. Statt jener Rosinanten, eröffnete ein prächtiger goldener Sonnenschirm den Zug, an dem mit großen Buchstaben der Name der Straße zu lesen war, — (nämlich für den, der japanesisch lesen konnte), — auf deren Kosten diesesmal das Fest gefeiert wurde.

Den Sonnenschirm begleiteten verlarvte Musikanten, die theils auf Flöten bliesen und auf kleinen Trommeln wacker herumschlugen, theils auch ihre lieblichen Stimmen ertönen ließen. Ich versichere dich, es war eine verdammte Katzenmusik, die höchstens einem japanesischen Götzen gefallen kann. Auf die Musikanten folgten die Träger der Dekorationen und Maschinerien. Das Schwerste wurde von Handwerkern geschleppt; das Leichte hingegen, als Stäbe, Blumen, Körbe, Rasenbänke und dergl. von wohlgeputzten Kindern aus jener Straße.

Jetzt erschienen die Schauspieler selbst, prächtig gekleidet; zwischen ihnen tanzten die Tänzer einen trägen, schlep=

penden Tanz. Vielleicht nennen sie diese langsamen Beinschnörkel auch seriös, wie unsere Solotänzer sehr komisch zu thun pflegen. Den Beschluß machten die sämmtlichen Einwohner der Stadt in ihren Feierkleidern; sie gingen paarweis, und ihre Bedienten trugen Stühle neben ihnen her.

Auf dem zur Darstellung des Schauspiels bestimmten Vorhofe nahm nun Jeder nach Stand und Würden seinen Platz ein. Zwei Vorsteher des Tempels, schwarz gekleidet und verschleiert, mit kurzen Stäben in den Händen, setzten sich auf die obersten Bänke. Gleich unter ihnen faßten vier weiße Pfaffen mit schwarzen Mützen Posto, die auch wohl vornehmer sein mochten als die übrigen. Die dritte und niedrigste Bank nahm die übrige Geistlichkeit ein, die eine Art von blanken, gefirnißten Grenadiermützen trug. Von uns Fremdlingen nahm man dabei keine besondere Notiz; man bewachte unsere Schritte, aber man lenkte sie nicht. Den Pfaffen zu beiden Seiten drängten wir uns ungehindert vor, zum Sitzen lud uns Niemand ein. Es ist wohl seltsam, dachte ich; bei uns darf sich kein Prediger im Schauspiel sehen lassen, ohne Aergerniß zu geben, und in Japan werden die Schauspiele ausdrücklich für und durch die Geistlichkeit veranstaltet.

Den Tempelvorstehern gerade gegenüber saßen die Deputirten des Gouverneurs, etwas erhaben, unter einem kostbaren Zelte. Der zubringende Pöbel wurde, wie überall, durch den Stock der Polizeibeamten im Zaum gehalten.

In der Mitte des Vorhofs befand sich das Theater,

zwar nicht, wie die unsrigen, mit Coulissen versehen, aber doch sonst mit allerlei gemahlten Dekorationen recht artig aufgeputzt. Es gab da Häuser und Gärten, Brunnen und Brücken, Berge und Wälder, Alles ziemlich täuschend dargestellt. Oft wurde der Schauplatz in Einem Augenblick verwandelt, und die Maschinerie ging weit besser als gewöhnlich auf unsern Bühnen. Der Schauspieler, männliche und weibliche zusammen gerechnet, mochten etwa ein Dutzend sein. Die Actricen werden aus der Straße der hübschen Mädchen genommen, von welchen ich dir schon erzählt habe. Die Acteurs aber sind Jünglinge aus der Straße, deren Sonnenschirm den Zug eröffnete. Also auch hier geht noch das Vorurtheil im Schwange, welches einst in ganz Europa herrschte: daß Comödien spielen das Frauenzimmer entehre, aber nicht die Männer.

Die Kleidungen waren größtentheils prächtig, und das Kostüm den Rollen angemessen. Nagelneu hatte man alle dazu verfertigt, denn man hält es für eine Schande, bei solchen Gelegenheiten etwas schon Gebrauchtes zum Vorschein zu bringen.

Das Stück selbst war eine Liebes- und Heldengeschichte in Versen, durch musikalische Chöre und Tänze unterbrochen, aber leider habe ich blutwenig davon verstanden, und ohne die wirklich überraschende Mimik der Schauspieler, würde ich hier nichts errathen haben. Zwei Prinzen stritten um einen Thron und um eine Geliebte; die Geliebte wurde zuletzt umgebracht, ich glaube auf Befehl der Mutter der

beiden Prinzen. Der Gegenstand ihrer Schauspiele soll immer aus der alten Landesgeschichte hergenommen sein, und mich deucht, das ist sehr löblich. Ich meine, es wäre recht gut, wenn bei uns auch eine solche Gewohnheit herrschte, so würde Jedermann spielend von den Schicksalen seiner Voreltern unterrichtet werden. Mitunter gab es sehr tragische Scenen, bei welchen die Schauspieler laut heulten und grimmig gestikulirten. Auch verfehlte ihr Spiel seine Wirkung auf die Zuschauer keineswegs, denn in manchem blinzelnden Auge sah ich Thränen japanischer Wehmuth. Wenn es aber eben auf der Bühne am ärgsten und traurigsten herging, so sprang plötzlich eine Art von Hanswurst hervor, machte Possen, wie unsere Harlekine, und versetzte das Publikum sehr schnell wieder in eine behagliche Stimmung. Uebrigens bemerkte man weder an Tänzern noch Schauspielern die geringste Verlegenheit; es schien, als ob sie ihr Handwerk täglich trieben. Das Ganze, die Prozession ungerechnet, dauerte etwa zwei Stunden, und zwar Vormittags, denn gegen Mittag muß Alles geendigt sein. Am Schluß erhuben sich die beiden Tempelvorsteher von ihren Sitzen, schritten sehr gravitätisch quer über den Platz bis zu dem Zelte der Deputirten, dankten ihnen für ihre geneigte Gegenwart, die Prozession setzte sich wieder in Bewegung, und Jedermann ging nach Hause.

Bei Tische machte heute einer unserer Reisegefährten die Bemerkung: daß man bei uns wohl in der That zu wenig auf Straßenschauspieler halte, da sie doch gewiß als

ein treffliches Mittel zur Aufklärung oder Lenkung des Pöbels benutzt werden könnten.

Ich wüßte dir wohl noch allerlei närrische Dinge zu erzählen; es wird aber hier so viel Zeit mit dem Sehen zugebracht, daß zum Schreiben wenig übrig bleibt. Eine wunderliche Manier haben die Japaneser, einen Menschen zu kuriren, der Bauchgrimmen hat. Sie ergreifen nämlich ohne Umstände eine dünne spitzige Nadel von Gold oder Silber, und stechen ihm ein Loch in den Bauch. Dazu bedienen sie sich sogar eines Hammers, mit dem sie die Nadel in den Leib schlagen, wie wir einen Nagel in die Wand zu treiben pflegen. Ich begreife nicht, wie es zugeht, daß sie ihre Patienten nicht ermorden, und noch weniger begreife ich, daß sie wirklich schnelle, oft wunderähnliche Hilfe dadurch verschaffen. Bei uns auf dem Lande habe ich wohl gehört, daß man geschwollenes Rindvieh bisweilen auf diese Weise sticht, aber ein Mensch ist doch kein Rindvieh, wenigstens nicht immer.

Uebrigens soll die Kunst, jene Nadeln zu verfertigen, schwerer sein, als die, sie in den Leib zu stoßen. Das allerreinste Gold und Silber muß dazu genommen, und demselben ein hoher Grad von Härte gegeben werden. Deshalb darf sich auch niemand unterstehen, ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. kaiserlichen Majestät, ein solcher Nadelmacher zu werden.

Ueberhaupt sind die Japaneser Liebhaber von heroischen Kuren. Sie haben noch eine, die ich nicht ohne Schau-

dern mit angesehen habe, obgleich man mich versichert, sie sei eben nicht sehr schmerzhaft, und man bediene sich deren bisweilen auch in Europa. Sie drehen nämlich ein Bündelchen von getrocknetem Beifuß zusammen, welches fast so weich als Wolle ist; das setzen sie dem Patienten auf den bloßen Leib, und zünden es in Gottes Namen an. Es brennt ganz langsam und lieblich; der Zuschauer würde es kaum gewahr werden, wenn nicht ein wenig Rauch aufstiege; aber ich denke, der, dem es auf die Haut brennt, muß es doch wohl fühlen. Dies Mittel nennen sie Moxa, und treiben einen ungeheuren Mißbrauch damit, so wie die Europäer vormals mit dem Aderlassen. Viele Leute appliciren es monatlich, wenigstens einmal, um Krankheiten vorzubeugen. Ich habe einen Jungen auf der Straße gesehen, der sich zum Spaß solche kleine Feuerkegel auf die Haut setzte.

Die Herren Aerzte zu Nangasacki versichern, die Moxa helfe für alles, besonders auch für das Podagra. Gewöhnlich wird sie längs dem Rückgrat, oder an den Seiten, da wo die Nieren sitzen, applicirt, weshalb auch die Rücken der Japanesen aussehen, als ob sie sammt und sonders den Staupbesen bekommen hätten. Dabei haben sie die fatale Mode, alle Augenblicke ihr Oberkleid, wenn es sie nur im geringsten an etwas hindert, bis auf den Gürtel herabfallen zu lassen. Da sie nun keine Hemden tragen, so hat man beständig Gelegenheit, die ekelhaften Spuren der Moxa zu erblicken, und zwar bei Weibern

so gut als bei Männern, ob es gleich wahrhaftig ihre Reize nicht erhöht. Soll die Kur recht wirksam sein, so muß der gebrannte Fleck eitern, und thut er das nicht, so legt man Zwiebeln darauf, um die Wunde dazu zu nöthigen. Nun denke dir ein hübsches, halb nacktes Frauenzimmer mit eiternden Wunden, und das dabei recht lieblich nach Zwiebeln stinkt.

Drollig charakteristisch scheint es mir auch, daß die Japaneser, die sonst eben nicht barmherzig gegen ihre Gefangenen sind, dennoch nicht wagen, ihnen das Vergnügen der Moxa zu verweigern. Es mag einer um der ärgsten Verbrechen willen in Ketten und Banden sitzen, die Wollust, sich Löcher in den Leib zu brennen, so viel er Lust hat, wird ihm großmüthig verstattet.

Ich muß schließen, denn morgen sollen unsere Briefe abgehen. Habe ich dir nichts neues erzählt, lieber Vater; oder habe ich etwa gar das Alte schlecht erzählt, so mußt du einem Jüngling verzeihen, dem alles neu vorkommt, und der auf der See wenig Gelegenheit findet, im erzählenden Stil sich zu üben. Tausend Grüße u. s. w.

Paradoxon oder Schwärmerei, wie man will.

(Honny soit qui mal y pense.)

Veredlung des Menschengeschlechts! davon schwatzt und schreibt die ganze Welt. Und die Mittel, welche man

gewöhnlich vorschlägt, um diesen großen Zweck zu erreichen, sind: Erziehung, Moral, Religion, Gesetze. Die helfen aber alle nichts, oder doch nicht viel; sind lauter Palliativ-Mittel. Daß sie nichts helfen, bedarf keines Beweises, denn wenn wir uns nicht täglich verschlimmern, so werden wir doch auch wahrhaftig um nichts besser. Davon, meine ich, liegt die Ursach ganz allein in unserm gesunkenen physischen Produktions-Vermögen; wer diesem aufhilft, der veredelt die Menschheit. Das Mittel hiezu wird in keiner Apotheke verfertigt, kein Baum trägt es als Rinde, keine Heilquelle führt es bei sich; und dennoch hat die Natur es längst verrathen, Jedermann kennt es, Jedermann bringt es in Anwendung, doch nur selten bei Menschen, und das ist eben der Fehler.

Ich habe überhaupt schon öfters bemerkt, daß wir unsere besten und klügsten Einrichtungen gemeiniglich für die Thiere treffen. Da beobachten wir unverdrossen die Natur, und schleichen ihr so lange nach, bis wir ihr etwas abgelauscht haben, das bringen wir dann zum Nutzen der Thiere in Anwendung, und nur selten gerathen wir auf den klugen Einfall, es auch auf den Menschen auszudehnen.

Das leichte Mittel, die Menschheit zu veredeln, ist Vermischung der Raçen. Wir sind Thiere, die auf zwei Beinen gehen, und weiter nichts; wenigstens sind wir in Ansehung unserer Organisation allen Gesetzen unterworfen, welchen auch die Thiere gehorchen. Will der

Jäger einen guten Jagdhund ziehen, so darf er keinen Mops dazu nehmen. Es ist aber noch nicht genug, daß er seinen Zögling aus der Race der Jagdhunde wählt, er muß auch auf dessen Familie Rücksicht nehmen, und wie wird eine edle Jagdhunds-Familie erhalten, vor Ausartung bewahrt? Blos indem man die Glieder derselben mit fremden Jagdhunden vermählt. Unfehlbar hingegen wird nach einigen Generationen die ganze Familie zur Jagd untauglich, wenn man sie stets unter einander verheirathet. Dasselbe gilt von den Pferden, von den Schafen u. s. w., ja sogar von den Blumen; denn man frage nur jeden Nelkenfreund, wie er es mache, um schöne Nelken zu bekommen. Auch die edelsten Früchte werden auf wilde Stämme gepfropft.

Alles in der Natur, also auch die hervorbringende Kraft der Natur, hat seine Epochen, ist gleichsam einmal Kind gewesen, ist Jüngling, Mann geworden, wird zum Greise werden, oder ist es schon. Als jene hervorbringende Kraft im männlichen Alter war, da entstand der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, und vermuthlich ist er Jahrtausende lang entstanden, ohne daß die Natur seiner Mitwirkung bedurft hat, bis endlich ihre eigene Jugendkraft nach und nach zu schwinden begann, und nur noch Ueberreste derselben in den Geschöpfen fortwirkten.

Daß jene ersten, alle von der Natur selbst erzeugten Menschen, mit unsern heutigen kraftlosen Geschlechtern gar

nicht verglichen werden dürfen, versteht sich von selbst. Als nun aber das Greisenalter unserer Erde heran rückte, und sie nichts neues mehr hervorzubringen vermochte, da mußten sich die einmal vorhandenen Geschöpfe mit denjenigen Kräften behelfen, die sie gleichsam zur Mitgabe bekommen hatten. Sie thaten es, und thun es noch, wiederum seit Jahrtausenden. Es geht ihnen aber damit wie ihrer Schöpferin; diese mitgetheilte Kraft nämlich, kann sich unmöglich auf gleicher Höhe erhalten, sie muß sinken, und sinkt wirklich, so wie die allgemeine Schöpfungskraft gesunken ist.

In der Zeugungskraft des Menschen — diesem unaufgelösten und ewig unauflösbaren Räthsel, — hat die Natur alle übrige Zeugungskräfte belebter und unbelebter Wesen gleichsam vereinigt, um die höchste Wirkung derselben, den Verstand, hervor zu bringen, der das Resultat der vollkommensten Organisation ist. Das mehr oder weniger dieser Vollkommenheit bestimmt die Grade des Verstandes. Die verschiedenen Geschlechter der Menschen erfreuen sich ihrer in sehr verschiedenen Graden, und, Jedes für sich genommen, kann nur fortpflanzen was es besitzt. Daraus folgt nun, daß, selbst bei den ausgezeichnetesten Geschlechtern, die einzelnen Kräfte und Vollkommenheiten nach und nach sinken und schwinden müssen, wenn sie nicht durch Kreuz- und Querheirathen sich die Vorzüge anderer Geschlechter aneignen, die schon besessenen dadurch auf's neue heben, und vor Abnutzung bewahren.

Der Hauptsatz ist also der: »Je weniger zahlreich eine Gattung von Menschen ist, und je strenger sie das naturwidrige Gesetz befolgt, blos durch ihre eigenen Mitglieder sich fort zu pflanzen, je schneller sinken ihre edlen Kräfte, je unaufhaltbarer nähert sie sich der Verthierung (Abrutissement).»

Ist dieser Satz richtig, so muß die Erfahrung ihn beweisen, und sie beweist ihn wirklich. Freilich vor der Hand noch mit vielen Ausnahmen, deren jedoch nothwendig immer weniger werden müssen.

Warum war das Geschlecht unserer Voreltern kräftiger? — Zwar stand es auch schon weit genug von seinem Ursprung ab, allein die Völker-Wanderungen gaben der Zeugungskraft einen neuen Schwung; der Gothe mischte sich mit der Römerin, der Scythe mit der Griechin. Auch kommt es dabei keineswegs auf die sogenannten Geisteskräfte der Neuverbundenen an, denn ein dummer Neger und eine dumme Europäerin erzeugen einen verschmizten Mulatten. Wäre hingegen der Vorschlag jenes Philosophen ausgeführt worden, in irgend einer Stadt nur die edelsten Menschen zu versammeln, um die edelste Raçe allein durch sie fort zu pflanzen, so würde man sicher in dieser Stadt nach einigen Jahrhunderten lauter Dummköpfe gefunden haben.

Gewiß vergaß Gibbon, unter den Ursachen, die den Verfall der Römer bewirkten, auch diese mit anzuführen, daß der edle Römer nur eine römische Bürgerin heirathen

durfte. Da nun lange Zeit das römische Bürgerrecht blos auf die Stadt Rom eingeschränkt blieb, so mußten nothwendig die Verwandtschaften sich häufen, immer enger werden, und Ausartung zur Folge haben.

Es hat einmal Jemand vorgeschlagen, eine Nation mit der andern zu vermählen. Man sollte nämlich alle Töchter der einen schon als zarte Kinder zu der andern schicken, die ihrigen dagegen empfangen, erziehen, und diese Fremdlinge mit den einheimischen Söhnen verbinden. Das wäre in der That ein vortreffliches Mittel, beiden Nationen einen kräftigen Schwung zu geben. Nebenher entstünde noch der Vortheil daraus, daß Kriege zwischen beiden seltner sein würden.

Mit einem Worte: Geburt und Rang möchten bei Männern so streng beobachtet werden, als man nur immer wollte, bei dem weiblichen Geschlecht hingegen müßte nie die Rede davon sein. (Es weiß sich ohnehin selten darin zu finden.) Nur unter dieser Bedingung darf man Veredlung des Menschengeschlechts hoffen.

Ich habe von den Bauern geschwiegen, weil sie als die zahlreichste Menschenklasse ihre Kräfte ohnehin am längsten erhalten werden. Doch wäre auch für diese das Gesetz höchst nothwendig, daß kein Bauer ein Mädchen aus seinem eigenen Dorfe heirathen dürfte.

Aber — wird ein denkender Kopf einwenden — ist die Erfahrung bewährt, und folglich der Satz richtig, so muß auch nothwendig — wenn einst nach vielen tausend Jahren

alle nur mögliche Verbindungen in allen nur möglichen Richtungen getroffen werden, — das ganze Menschengeschlecht nur eine einzige Familie ausmachen, und gar kein Mädchen mehr gefunden werden, mit dem man nicht zu nahe verwandt wäre? Man rücke diesen Zeitpunkt so weit hinaus als man wolle, endlich muß er doch kommen? —

Allerdings ist die Bemerkung richtig, und das ist es eben, was nach Jahrtausenden den Menschen den unvermeidlichen Untergang bereiten wird, so wie es ihn den großen, ausgestorbenen Thiergattungen bereitet hat. Die Kraft, die anfangs von der Natur ausging, eine Zeit lang sich erhielt, aber in unserer jetzigen Epoche nur vermittelst des Durchkreuzens hingehalten wird, muß und wird, sobald kein Durchkreuzen mehr Statt findet, sinken und ersterben. Dann wird endlich die alte Erde von lauter einfältigen Halbmenschen bewohnt sein, die immer tiefer und tiefer zur Thierheit hinab steigen, immer schwächer und seltener sich fortpflanzen werden, bis ihr Geschlecht ausgeht.

Vielleicht gab es in der Urzeit Geschöpfe, die auf einer noch höhern Stufe standen als der Mensch, die aber aus gleichen Ursachen bereits ausgestorben sind. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo man auf der Welt vergessen haben wird, daß es einst Menschen gab; bis etwa plötzlich die alte erschöpfte Erde durch die Vermählung mit einem Kometen ihre Schöpfungskraft verjüngt, und auf's neue die stolzen Geschlechter zu erzeugen vermag.



B u r s c h i k o s.

Ein fatales Wort; aber die Sache ist noch weit fataler, und leider jetzt ziemlich allgemein. Egoistisch, übermüthig, hochfahrend, sind oft Synonyme von burschikos. — Wenn der Student sich über alle Convenienzen hinweg setzt, kein Gesetz achtet, sondern blos nach Laune und Dünkel handelt, oder dem thierischen Triebe eine Kraft zu äußern gehorcht; wenn er oft dabei weder auf Moral, noch Sittlichkeit Rücksicht nimmt, sich Alles für erlaubt, und den, der ihn hindern will, für einen Philister hält, dem man die Fenster einwerfen muß, — wenn der Student alles dies mehr oder weniger denkt, thut, treibt, so ist er burschikos.

Das möchte hingehen: man verzeiht der Jugend; die Hörner müssen abgelaufen werden; so ist es immer gewesen. Nur mit dem Unterschiede, daß vormals die Studenten, wenn sie nach Hause kamen, sich nach den Philistern, jetzt hingegen die Philister sich nach ihnen bilden. Ja wir leben im burschikosen Zeitalter. Ach für welche begangene Missethat straft uns Gott so schwer, daß wir die ekelhafte Beimischung des Burschikosen jetzt überall finden und dulden müssen! In Wissenschaften, Künsten, Moral, Erziehung und Sitten! — Bedarf es noch Beweise? — Die Philosophie hat ihren Schelling, die Arzneikunst ihren Röschlaub; die Poesie ganze Legionen von jungen und alten Studenten; die Kritik hat ihre burschikosen

Richterstühle (man denke z. B. nur an das, was sich Voß gegen Heyne (!) erlaubte), die Künste liefern uns nur burschikoses Geschwätz; Romane gefallen nicht ohne Banditen oder Ritter, die wie leibhafte Studenten sich geberden; ja sogar die Taktik ist völlig burschikos geworden. In der Moral gibt es Ehen en quatre, die Rache ist göttlich, die Faulheit göttlich, die Bescheidenheit albern; die Erziehung sucht der Natur vorzueilen, stempelt Knaben zu Männern, und schreit unaufhörlich, bewundert unser Machwerk; die Sitten sind nicht ungezwungen, sondern ausgelassen. Alte Jünglinge und junge Alte kleiden sich wie Studenten; und benehmen sich auch so. Die Mädchen laufen ohne Mütter auf den Straßen herum, und bewegen die struppichten Köpfe auf nackenden Körpern.

Woher diese Verwandlung? — Man hat doch Jahrhunderte lang das Burschikose blos den Studenten überlassen, und stets einen Widerwillen dagegen empfunden, wie kommt es denn, daß man jetzt es nicht blos duldet, sondern auch nachahmt? —

Man könnte sagen, es liege in der ersten Erziehung, die jetzt burschikos ist, und deren zahlreiche Experimente so ziemlich alle darauf hinauslaufen, Egoisten zu bilden. Aber das ist es nicht allein, denn wie hätte man uns wieder dahin bringen können, eine solche Erziehung zu adoptiren? — Nein, es ist der Trieb des Menschen nach Ungebundenheit. Dieser Trieb war freilich stets vorhanden,

und wird auch in aller Ewigkeit existiren, allein er wurde weniger begünstigt.

Alle Menschen waren einst wilde Thiere, Jeder lebte für sich in den Wäldern burschikos; die Noth hat den Menschen gezähmt. Doch — wie alle wilde Thiere, die gezähmt werden, — ergreift er die erste Gelegenheit, die sich ihm darbietet, zu seiner ersten Lebensweise, mehr oder weniger, zurück zu kehren, wenn er sich gleich in zahmen Zustande weit besser befand.

Was einst den Menschen zähmte, muß immer fortdauern, wenn man ihn zahm erhalten will; also die Noth. Sie ist nicht blos (wie tausendmal gesagt worden) die Lehrmeisterin der Künste und Wissenschaften, sondern auch der Tugenden, und, es klinge immerhin parador, es bleibt doch wahr, daß jede geübte Tugend immer eine Noth voraussetzt, wäre es auch nur die Seligkeitsnoth.

Wenn der Mensch, um seinen Unterhalt zu finden, bescheiden, fleißig, ordentlich sein muß, so wird er es sein. Wenn er hingegen als burschikoser Herumtreiber vom Staate ernährt und geehrt wird, so neigt er sich flugs zur alten Wildheit. Soll also jener burschikose, empörende Egoismus wieder vertilgt werden, so müssen die Fürsten die Schwierigkeit, Unterhalt zu finden, mit einem Worte, die Noth vergrößern; dann wird Alles wieder zahm und vernünftig werden. Levaillant's Affe lief davon, wenn er dumme Streiche gemacht hatte, aber die Noth trieb ihn bald zurück.

Der erste Schritt zur Ausführung meines guten Rathes

müßte durch Verstopfung einer Quelle geschehen, aus der jetzt so mancher burschikose Jüngling seinen Unterhalt schöpft; ich meine die ungezügelte Schriftstellerei. Der Buchhandel muß durchaus einer strengern Polizei unterworfen werden. Ich rede nicht blos von schädlichen Seelenspeisen, sondern auch von Ueberfüllung. Man hat eine Menge Luxusgesetze über Hochzeit- und Kindtaufschmäuse, wo die Anzahl der Schüsseln vorgeschrieben ist, nicht damit die Gäste nichts Schädliches genießen, sondern damit sie nicht schwelgen sollen. So sorgt man für den Körper, aber die Seele läßt man nach Belieben schwelgen; daher findet man auch jetzt nichts häufiger als kranke Seelen.

Man sollte eine Buchhändler-Schule errichten, in der Männer von altem Schrot und Korn die Kunst lehrten, Bücher zu beurtheilen, bevor man sie druckt, und keine andere zu drucken, als solche, die wahre Ausbeute für Wissenschaft, Kunst und Geschmack gäben. O wie viele tausend schreibselige Hände würden dann dem Pfluge oder andern nützlichen Beschäftigungen wieder gegeben werden! Denn die schlechten Schriftsteller gleichen den leichtfertigen Dirnen: sie hüten sich Kinder zu gebähren, wenn sie kein Findelhaus wissen, wo man sie ihnen abnimmt. Die Leipziger Messe ist ein solches Findelhaus.

Die burschikose Philosophie wäre leicht auszurotten; man dürfte ihr nur keine Ehrentitel und kein Geld mehr geben, das hält diese Philosophie nicht aus.

Eben das gilt von der burschikosen Poesie, die, sobald sie kein Aufsehen mehr erregt, schwindsüchtig wird.

Eine schlimme Sache ist es um die burschikose Taktik. Es gibt freilich auch gegen diese ein unfehlbares Mittel, aber es ist hart. Peter der Große hatte einst den Gedanken, um seiner burschikosen Nachbarn, der Perser willen, die Grenzen seines Reichs zusammen zu ziehen, und durch Wüsteneien zwischen Rußland und Persien eine Kluft zu befestigen. Das verdient Nachahmung. Man schaffe das Land, in welches der Feind einzubrechen droht, schnell zur öden Wüste um, man treibe Menschen und Vieh hinweg, und geschwind wird der burschikose Feind wieder Magazine anlegen, und zur alten menschlicheren Taktik zurückkehren.

Auf die Sitten, meint man gewöhnlich, könne nur durch Beispiel von oben herab gewirkt werden. In diesem Falle würde ich Berlin Glück wünschen. Aber dem ist nicht also. Nicht das Beispiel, nur die Noth erzeugt reine Sitten. Der Fürst mache nur den Versuch: er jage die Ehe en quatre zum Lande hinaus; er bestrafe den Prediger der Rache; er lasse den Faulen hungern; er verachte den Unbescheidenen; er gebe nur solchen Aemter, die weder burschikos denken, noch handeln; er versage seinen Beamten die Einwilligung zur Heirath, wenn sie nicht sittsame Mädchen wählen; o wie schnell wird er sich von Tugenden umringt sehen, an deren Dasein er in seiner üppigen Residenz verzweifelte. Ihm kann es gleich viel gelten, aus welcher Quelle diese Tugenden entspringen, wenn sie nur da sind. Die feinste Regierungskunst besteht darin, die Noth gehörig zu unterhalten. Ich meine aber nicht blos Speisenoth,

sondern auch Ehrennoth, die oft eben so heftig ist. Wer Falken dressiren will, zieht ihnen Kappen über die Köpfe, und läßt sie weder essen, noch schlafen. Die heutige Vernichtung des Nützlichen kann nur durch Hunger ausgerottet werden. Hätte ich das vor fünfzig Jahren gesagt, so hätte ich eine grausame Denkungsart verrathen; doch heut zu Tage ist das Uebel weit grausamer, als das Mittel dagegen; denn wahrlich! ein vernünftiger, ordentlicher, bescheidener Mensch kann es unter dem burschikosen, egoistischen Volke kaum mehr aushalten.

Noch ein herrliches Mittel, die kranken Sitten zu heilen, wäre die Wiederherstellung des Censoramts. Wir machen ja den Griechen und Römern so gern alles nach, warum nicht auch das? — Ich weiß zwar wohl, daß Montesquieu behauptet, dieses Amt passe nur für Demokratien, allein der Grund, den er angibt, scheint mir nicht genügend. »Monarchien,« sagt er, »sind auf Ehre gegründet, und die Ehre hat ohnehin die ganze Welt zum Censor.«

Das klingt schön. Aber wenn nun die Begriffe von Ehre verworren sind? wenn derjenige, der am unverschämtesten imponirt, sich auch das meiste Ansehen ertrotzt? wenn das Schlechte dadurch zu Ehren gebracht wird, daß man sich des Schlechten schamlos rühmen darf? — O, wie herrlich wäre es dann, wenn in jeder Stadt der redlichste Greis, durch die Stimmen seiner Mitbürger zum Censor erwählt, jährlich ein paar Mal vor einen unter freiem Himmel versammelten Areopag treten, und alle die Sünden laut nen-

nen dürfte, von welchen die Gesetze geschwiegen haben! Dieser furchtbare Richterstuhl der öffentlichen Meinung, ha! wie schnell würde er die Reinheit der Sitten zurückführen. »Jenes römische Gesetz zum Beispiel, welches den Ehebruch öffentlich anzuklagen gebot, war ein Schutzengel der ehelichen Treue, so wie das Verhältniß der Jünglinge zu den Greisen, ein Schutzengel der Sitten im Allgemeinen. Ehrfurcht für den Greis hielt die Jünglinge, und Achtung für sich selbst die Greise im Zaum.» So spricht Montesquieu.

Berühmte Einäugige.

Die Geschichte liefert eine Menge von Beispielen, daß Menschen mit Einem Auge besser und weiter sehen, als andere mit zweien. Das macht: sie übten ihr Eines Auge, und richteten es fest auf ihr Vaterland, indessen wir gewöhnlich unsere beiden zuthun, um des Vaterlandes Schimpf und Jammer nicht zu sehen.

Die tapfersten und geschicktesten Feldherrn, sagt Plutarch im Leben des Sertorius, waren einäugig. Er nennt Philipp, Antigonus, Hannibal, Sertorius. Der kühne Römer Horatius, der allein die Brücke vertheidigte, bis sie hinter ihm abgeworfen war, und der alsdann schwer bewaffnet in die Wellen der Tiber sprang, schwimmend die Heimath erreichte, dieser Gewaltige wurde Cocles zubenamt, weil er im Kampf ein Auge verloren hatte.

Der weise Lykurg machte ein Gesetz, welches den Reichen mißfiel, deren Pöbel ihn mit Steinwürfen verfolgte. Er floh in einen Tempel. Alexander, ein übermüthiger Jüngling, dem, nach Art reicher Jünglinge, nichts heilig war, schlug ihm mit seinem Stocke am Altare ein Auge aus. Lykurg verbiß den Schmerz; er wandte sich gegen das Volk, und zeigte ihm den gräßlichen Anblick einer Blutquelle, die aus seiner Augenhöhle über den ehrwürdigen Bart rann. Das Volk schauderte, wüthete gegen den Thäter, und überlieferte ihn dem Gemißhandelten. Lykurg verzieh, und fuhr fort mit Einem Auge so unermüdet über des Volkes Glück zu wachen, daß man nach seinem Tode ihm einen Tempel widmete.

Claudius Civilis, der tapfere Bataver, der einen ehrenvollen Platz in Tacitus Geschichte einnimmt, war einäugig. Den Kaiser Albrecht, einen der österreichischen Helden, sollen in seiner Jugend die Aerzte bei den Beinen aufgehängt haben, um verschlucktes Gift wieder von sich zu geben. Diese Operation kostete ihm ein Auge, verhinderte ihn aber nicht, zwölf Schlachten in eigner Person zu gewinnen. Den Feind im offenen Felde sah er recht gut, aber den Feind in seinem Hause ahnete er nicht, weil kein Held mißtrauisch ist. Er fiel 1308 unter den Dolchen der Meuchelmörder.

Der siegreiche Feldherr der Hussiten, Ziska, war einäugig.

Christian IV., König von Dänemark, verlor in einer

Seeschlacht ein Auge, und bedeckte diesen Mangel oft mit dem Lorbeerkranz des Sieges.

Der tapfere Philipp von Orleans, der nur vor Turin dem Prinzen Eugen wich, war einäugig. Dennoch hielt er nicht blos unter Ludwig XV. die Zügel von Frankreich, nein, er malte auch in Miniatur.

Doch warum soll ich Helden, und immer nur Helden nennen? — Nicht der Kriegsgott allein, auch der Gott der Liebe versagt seine Gunst den Einäugigen nicht. In Schiller's Don Carlos wird die Rolle der Prinzessin Eboli gewöhnlich von einer hübschen zweiäugigen Schauspielerin dargestellt, allein das ist gegen das Kostüm. Dieses schöne, kluge Weib, das unter Philipp II. eine so große Rolle spielte, und für dessen Reize so manche mit Augen wohl begabte Männer seufzten, war doch nur einäugig.

Wer daran zweifelt, oder es gar für unmöglich halten möchte, daß ein einäugiges Frauenzimmer sehr reizend sein könne — o der hat Sophie Brentano nicht gekannt! — Dieses holde Geschöpf, das Wieland in seinem Garten begrub, hatte sich in der Kindheit ein Auge mit einer kleinen Schere ausgestochen, und dennoch gab es nichts lieblicheres als ihr Gesicht, nichts tiefer zum Herzen dringendes, als den Blick ihres Einen Auges. Gutmüthige Schalkheit wohnte darin, die immer bereit war, schwärmerischer Empfindung Platz zu machen. Ein Lächeln, so fein, als habe sie es dem Dichter der Musarion abgestohlen, schwebte um ihre schönen Lippen; ihr Geist fesselte

den Geist, ihr Herz jedes Herz, indessen jugendliche Fülle eines reizend geformten Körpers auch die Sinne zu ihr hinzog. Wie mancher hätte ein Auge hingegeben, um diese Einäugige zu besitzen, sie war es werth. Wieland's Augen haben Thränen auf ihr Grab geweint. Nun, so bedarf sie keines Lobes weiter.



Allerlei Fragen, die einem Leser von allerlei Büchern einzufallen pflegen.



Vor etwa dreißig Jahren erschien in Frankreich die Uebersetzung eines Gedichts vom chinesischen Kaiser Kien-long; der Uebersetzer war, wo ich nicht irre, der gelehrte Orientalist de Guignes. Der Kaiser erzählt in diesem Gedicht: er habe eine Reise in die Tartarei zu den Gräbern seiner Voreltern unternommen, um sich dort ihrer Regenten-Tugenden desto lebhafter zu erinnern. Er klagt, daß er seine Unterthanen nicht so glücklich machen könne, als er väterlich wünsche; er bittet seine treuen Räthe ihm beizustehen u. s. w. — Haben wir in Europa kein ähnliches Gedicht eines Monarchen aufzuweisen?

Zu eben dieser Zeit schrieb der berühmte Anquetil du Perron ein Buch: Legislation orientale, in welchem er die schrecklichen Vorstellungen widerlegt und mildert, die wir uns in Europa gewöhnlich von dem asiatischen Despotis-

mus zu machen pflegen, oder pflegten; denn jetzt sollen nach neuern Berichten die Bewohner Asiens sich gerade dieselben Vorstellungen von Europa machen. Wäre es daher nicht gut, wenn ein französischer Gelehrter jetzt eine Legislation européenne schriebe, damit die Völker Asiens doch einen Bürgen dafür hätten, daß in Europa kein Despotismus herrscht? —

Einst lebte zu Paris eine Mamsell Bikeron, die mit unvergleichlicher Kunst Leichen in Wachs nachzubilden verstand, und alle einzelnen Theile des Körpers Lateinisch und Griechisch zu benennen wußte. Viele studirten die Zergliederungskunst bei ihr. Sie schickte ihre kunstreichen Anatomien an mehrere europäische Höfe, machte auch Embryone und Mißgeburten. Es fragt sich nun, ob Mamsell Bikeron wirklich ein Frauenzimmer war? Und, wenn das nicht abgeläugnet werden kann, ob sie wohl jemals geliebt hat? Oder ob sie vom Herzen nichts weiter wußte, als die lateinischen und griechischen Namen? Es fragt sich auch, ob wohl irgend ein Mann den Muth haben würde, eine Person zu heirathen, die ihr einziges Vergnügen im Nachbilden von Leichen und Mißgeburten findet? —

Es gab einmal einen Taubstummen, er hieß Saboureux de Fontenay, der von dem gelehrten Reisenden Biörnstähl zu wissen verlangte, welches die nothwendigsten Bücher wären, um Arabisch zu lernen? — Warum wollen Sie Arabisch lernen? fragte Biörnstähl. Die Antwort war: »Um die Metaphysik der Ursprachen kennen zu lernen.« —

Was verstehen Sie darunter? fuhr Jener fort. »Ich nenne Metaphysik der Sprachen jenen Geist, der den Ideen sinnliche Zeichen leiht, diese Zeichen verständig ordnet und mit ihrer Hilfe Gedanken auf eine erhabene, feurige Weise malt.» — Man wirft dem Abbé Siccard so oft Scharlatanerie, verabredete Impromptus und dergleichen vor; hat denn sein Zögling Massieux bewundernswürdigere Antworten gegeben, als dieser Saboureux de Fontenay? Und soll man mehr über den raisonnirenden Taubstummen erstaunen, als über den blinden Saunderson, der von Farben und Sternen schrieb? —

In Avignon konnte man vormals für zehn Thaler Doktor werden. Ein lustiger Advokat, der so eben für diesen Preis den Doktorhut empfangen hatte, zählte noch zehn andere Thaler auf den Tisch, und bat ganz ernsthaft um die Gewogenheit, auch seinem Pudel die Doktorwürde zu verleihen. Wir creiren nicht zwei Beester an Einem Tage, versetzte die Facultät. — Ist das große D in Avignon noch jetzt so wohlfeil? Und hört man dort noch jetzt solche Antworten? —

Im Jahre 1756 hat ein gelehrter Neapolitaner Martorelli einige Tintenfässer ausgeleert, um zwei dicke Bände über ein altes Tintenfaß zu schreiben, welches in dem Museum zu Portici aufbewahrt wird. Frage: haben deutsche Gelehrte das Recht, darüber zu lächeln? —

Der Pater della Torre, Verfasser eines Buches: elementa physica in 9 Bänden, hat unter andern die Ver-

größerungsgläser zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß ein Floh-Ei, durch ein solches betrachtet, fast so groß als ein Tauben-Ei erschien. Sie bestanden aus winzig kleinen Kristallkugeln, durch die feinsten derselben konnte er den Gegenstand zweitausendfünfhundertundsechzigmal vergrößern. Hiedurch entdeckte er unter andern, daß das Blut nicht, wie man vormals glaubte, aus kleinen Kugeln, sondern aus länglichen Ringen bestehe, in der Mitte leer, beständig auf und ab rollend, bald sich trennend, bald wieder vereinigend. Die Nerven sah er als sehr feine Fäden ohne Röhren. Im Gehirn erblickte er weder Fasern noch Adern, noch Malpighi's-Drüsen, sondern lauter kleine Kugeln, die sich träge oder schnell, gerade oder krumm bewegten, woraus er Gedanken, Begriffe und Gedächtniß erklärt. In seinem Buche: nuove osservazioni microscopiche findet man mehr davon. Es fragt sich nun, in wie weit seine Erfahrungen mit Gall's Erfahrungen übereinstimmen? Und ob sie sich zusammen reimen lassen? —

Ist es wahr, daß Montesquieu das Beste in seinem Esprit des loix einem gewissen Johann Baptista Vico verdankt? und daß er blos ein ungenießbares, im Jahre 1720 geschriebenes Buch de universi juris uno principio et fine uno, durch eine pikante Sauce genießbar gemacht hat? — Gesetzt es wäre wahr, ist sein Verdienst darum beträchtlich kleiner? —

Der Marquis Mosca Barzi, Verfasser philosophischer Gedanken, die gedruckt, aber nicht gedacht worden

sind, hat auch die Wahrheit der christlichen Religion aus der Mathematik erwiesen, in einer Lettera, die zu Rom 1772 im Druck erschien. Er sah im Traum, wie die Unsterblichkeit der Seele, der freie Wille und alle Geheimnisse der Religion sich in Schlachtordnung stellten, und wie die mathematischen Punkte, Linien und Zirkel gegen dieses Heer aufmarschirten. Es wurde eine blutige Schlacht geliefert, und am Ende mußten sich die letztern zu Kriegsgefangenen ergeben.

Es gibt sechs lateinische Zeilen oder Verse, in welchen der Dichter Sannazar den Neptun redend einführt, wie er sich über das prächtige Venedig verwundert und erklärt, Rom sei nur das Werk von Menschenhänden, Venedig aber habe ein Gott erbaut. Für jede dieser Zeilen erhielt er aus der Schatzkammer der unselig entschlafenen Republik hundert Dukaten, sage hundert Dukaten in Golde. Weiß Niemand hungrigen Dichtern einen Ort anzuzeigen, wo die Verse noch heut zu Tage so gut bezahlt oder wenigstens sechshundert Zeilen mit sechs Dukaten honorirt werden? —

Ein Mönch, Namens Mauro, zu Venedig, verfertigte vor 350 Jahren eine Karte, die noch vorhanden, und mit Anmerkungen in alt-venetianischer Mundart versehen ist. Auf dieser Karte ist nicht allein das Vorgebirge der guten Hoffnung angegeben, mit der Bemerkung, daß schon im Jahr 1420 ein Schiff bis dahin gekommen; nicht allein der Kompaß wird oft genannt, sondern auch ausdrücklich Ebbe und Flut durch die anziehende Kraft

der Sonne und des Mondes erklärt. Warum wird denn Newton so manche Erfindung zugeschrieben, die gar nicht auf seine Rechnung kommt? Müssen denn auch die Gelehrten den Spruch befolgen: Wer da hat, dem wird gegeben? —

Professor Moscati hat bekanntlich aus anatomischen Gründen erwiesen, daß der Mensch eigentlich auf allen Vieren gehen sollte, und daß fast alle Krankheiten, besonders die Hypochondrie, blos unserer Anmaßung, auf zwei Beinen zu gehen, zuzuschreiben sind. Da nun jetzt die Hypochondrie (zu Deutsch Schwermuth, Muthlosigkeit) unter den Völkern, die keine Völker mehr sind, stark einreißt, sollte man nicht, besonders im südlichen Deutschland, einen Versuch machen, die Menschen auf allen Vieren gehen zu lassen? Es werden ja dort ohnehin so manche Versuche gemacht, die weit anstrengender und weit kostspieliger sind als dieser, und gehen ist doch immer besser als knien. —

Daß man Uhren in Ringen hat, ist bekannt; weniger vielleicht, daß einst an einem Gallatage der König von Spanien ein Kleid trug, dessen Knöpfe sammt und sonders Uhren mit Glockenspielen in sich faßten, welche eine liebliche Musik hören ließen, wenn Se. Majestät tanzten. —

— — — — — —

Es gab sieben arabische Dichter, deren Gedichte um ihrer Vortrefflichkeit willen im Tempel zu Mekka aufgehängt, und darum Muallakat, die hängenden, genannt wurden. Warum thun wir nicht dasselbe? Wir Deutsche,

die wir ja so gern alles nachäffen? — Sieben vortreffliche Dichter möchten wir freilich nicht aufweisen können, aber doch ein Paar. —

Auf einen gewissen Nikolaus de Flue, der im fünfzehnten Jahrhundert lebte, ist eine Denkmünze geschlagen worden. Der Mann hatte sich besonders dadurch merkwürdig gemacht, daß er in zehn Jahren nichts aß. Sollte diese schöne Kunst ganz verloren gegangen sein? Ein Deutscher könnte sich jetzt sehr verdient machen, wenn er sie wieder auffände und lehrte. Man hat sich ja so viele Mühe gegeben, die Kunst der Glasmalerei wieder zu entdecken, die doch jetzt zu nichts weiter dienen könnte, als deutsche Heldenthaten auf Glas zu verewigen. —

Tavannes.

Einen verwegnern Tollkopf gab es nicht, als der nachmalige Marschall Tavannes in seiner Jugend war. Er und der junge Herzog von Orleans machten mit einander die tollsten Streiche. Bald stürzten sie sich zum Spaß in tiefe Brunnen hinab, bald setzten sie zu Pferde mitten durch brennende Scheiterhaufen, bald lustwandelten sie auf den Dächern. Einmal ritten sie sechzig (französische) Meilen in einem Tage, und stiegen endlich unerkannt in einem Wirthshause ab. Hier fing Tavannes mit einigen Edelleuten um die Oberstelle bei der Tafel Händel an, schlug sich vor Tische mit Einem nach dem Andern, entwaffnete alle, und legte ihnen die drollige Bedingung auf, mit Handschuhen

zu essen. — Eines Abends blieb er sehr lange bei der alten Frau von Cressol, und unterhielt sie sehr lebhaft. Die gute alte Dame meinte, es geschehe um ihrer schönen Augen willen, er hatte aber blos Zeit gewinnen wollen, den Leichnam eines Gehängten in ihr Bett zu praktiziren. — Als der Hof durch Dijon reiste, gab er, als Gouverneur dieser Stadt, große Feste, aber alle in seinem eigenen Geschmack, nämlich Turniere, Schlachten, Sturmlaufen u. dgl., wobei der Kanonendonner die einzige Musik zu sein pflegte. Des Morgens durch Vierundzwanzigpfünder geweckt, fuhr die Königin erschrocken aus dem Schlafe, und Tavannes that sich nicht wenig auf seinen galanten Scherz zu gute. — Katharine von Medicis schrieb ihm einst: »Freuen Sie sich, einer unserer Offiziers, Namens Maurevel, hat den tapfern Anführer der Protestanten, Mouy, glücklich ermordet.» — Tavannes antwortete weiter nichts, als: »Ich bitte Ew. Majestät, den Meuchelmörder hängen zu lassen.» — Im hohen Alter wurde er Gouverneur von der Provence. »Der König gibt mir Brot,» sagte er, »da ich keine Zähne mehr habe.» — In der abscheulichen Bartholomäus-Nacht rannte er durch die Straßen, und schrie dem Volke zu: »laßt zur Ader! laßt zur Ader! im August ist eben so gut Aderlassen als im Mai!» — Wenigstens handelte er aber doch nach seiner Ueberzeugung, denn noch auf dem Todbette rühmte er sich jener Nacht, und meinte, der liebe Gott werde ihm alle seine Sünden deshalb zu Gute halten.



Vatel.

Daß ein General, der, vom mächtigen Feinde umzingelt, vergebens Hilfstruppen erwartet, einen freiwilligen Tod der Schande vorzieht, das finden wir schön und bewundern es. Wenn aber ein armer Teufel, auf einer beschränkteren Lebensbahn, durch dasselbe Ehrgefühl geleitet wird, so übersehen wir das, oder lachen wohl gar darüber. — Warum? —

Zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten hatte der Prinz von Condé einen alten treuen Haushofmeister, der hieß Vatel. Seit einem halben Jahrhundert hatte er dem Hause nicht allein zur Zufriedenheit seines Herrn, sondern, was ihm noch mehr galt, zu seiner eigenen Zufriedenheit vorgestanden, und nie hatte es an irgend etwas gemangelt.

Einst gab der Prinz dem Könige ein Fest zu Chantilly. Der König erschien Donnerstag gegen Abend; man lustwandelte, man nahm Erfrischungen zu sich in einem Gartensaal, der mit lauter Narzissen und Jonquillen tapezirt war, und bis dahin ging Alles vortrefflich. Aber das Souper! — Es waren einige Tage hintereinander unvermuthete Gäste eingetroffen, daher konnte an diesem Abend auf einige Tafeln kein Braten gesetzt werden. Vatel gerieth außer sich. »Meine Ehre ist verloren!« rief er einmal über das andere, »den Schimpf überlebe ich nicht!« — Bleich wie ein Gespenst lief er zu Jourville (einem Vertrauten des Prinzen). »Mein Herr,« sagte er, »der Kopf

ist mir ganz wüst; seit zwölf Nächten hab' ich kein Auge zugethan, und nun kein Braten!» —

Jourville tröstete ihn lächelnd. »Sein Sie doch ruhig; an der Tafel des Königs hat der Braten ja nicht gemangelt.» —

»Nein, nein! aber am achtzehnten und neunzehnten Tische. Meine Ehre ist verloren!» und so stürzte er fast weinend wieder zur Thür hinaus. Jourville sagte es dem Prinzen. Der Prinz liebte und schätzte den alten Mann. Er ließ sich herab, bis in seine Kammer zu ihm hinauf zu steigen. »Glück zu, Vatel!» rief er ihm freundlich entgegen, »das Souper war vortrefflich, und der König sehr zufrieden.»

»Ach, Monseigneur!» versetzte Vatel zitternd, »Ihre Güte bringt mich vollends um! auf zwei Tafeln stand kein Braten!»

»Laß es gut sein, Alter,» sagte der Prinz sehr gütig, indem er seine Hand auf Vatel's Schulter legte, »es hat an nichts gefehlt.»

Vatel erholte sich ein wenig. Der Mittag ging ruhig vorüber, der Abend kam. Ein Feuerwerk, das sechzehntausend Franken gekostet hatte, verunglückte, weil es anfing zu regnen. — Nun das Souper. Vatel hatte Eilboten in alle Häfen nach Seefischen gesandt; mit Todesangst erwartete er ihre Zurückkunft. Es wurde spät. Er rennt die Treppe auf und ab; er begegnet endlich einem Burschen, der eine Tracht Seefische bringt. »Ist das Alles?!» ruft Vatel erschrocken. Der Knabe, der nicht weiß, daß in meh-

rere Häfen gesandt worden, antwortet: »Ja, Herr, das ist Alles.»

Der geängstete alte Mann verliert den Kopf. »Diesen Schimpf überlebe ich nicht!» sagte er im Vorbeigehen zu Jourville, der ihn auslacht. Vatel geht auf sein Zimmer, setzt das Degengefäß gegen die Thür, und rennt sich die Klinge in den Leib. Zweimal traf er schlecht, zweimal zog er den Degen wieder aus der Wunde, dennoch beharrte er auf seinem verzweifelten Vorsatz, und beim dritten Stoße sank er entseelt zu Boden. — Indessen kommen die Seefische von allen Seiten, Vatel wird gesucht, man klopft an seine Thür, man bricht sie auf, da liegt er in seinem Blute.

Diese tragische Begebenheit könnte auf der Bühne nur als Parodie behandelt werden; jedermann würde darüber lachen. Warum? — Was bestimmt denn den Werth einer Handlung? Das innere Motiv des Handelnden? oder das äußere? — Ich denke doch wohl das erstere? — Nun frage ich: ob das Ehrgefühl des Generals, der sich nach einer verlornen Schlacht umbringt, von dem Ehrgefühl des Haushofmeisters verschieden ist, den ein verunglücktes Souper in Verzweiflung setzt?

Man wird mir vielleicht antworten: „wir können den Haushofmeister nicht bewundern, sondern nur bemitleiden, weil er durch die Wichtigkeit, die er seinem Braten und seinen Seefischen beilegt, einen großen Mangel an Beurtheilungskraft verräth.»



Richelieu.

Ludwig XIII. hatte zwar nichts dagegen, daß sein Minister das Reich regierte, und mehr galt als er, aber auf das königliche Ansehen, in so fern es nämlich von der Etikette abhing, war er doch eifersüchtig. Das wußte der Kardinal recht gut, und hütete sich sehr, es zu verletzen.

Eines Tages war ein Ball bei Hofe. Der König hatte Langeweile und wollte sich entfernen. Zufälligerweise wollte das auch Richelieu zu gleicher Zeit. Die Höflinge, die ihre wachsamen Blicke mehr auf ihn als auf den König hefteten, machten ihm Platz zu beiden Seiten; der König hingegen, der hinter ihm ging, mußte sich durchdrängen. Endlich erblickte der Kardinal einen vorauseilenden Pagen, bemerkte nunmehr des Königs nahe Gegenwart, und sprang schnell auf die Seite, um ihn vorbei zu lassen. »Nun Herr Kardinal?» sagte Ludwig in einem etwas bittern Ton, »warum gehen Sie nicht voraus? Sind Sie hier nicht der Herr?» (n'êtes vous pas le maitre?) — Der kluge Richelieu fühlte das Beissende dieser Worte, ließ aber nicht die geringste Verlegenheit blicken. Er verbeugte sich tief, nahm, ohne ein Wort zu sagen, dem Pagen die Fackel aus der Hand, und leuchtete dem Könige selbst bis zum Wagen.

Der Günstling.

Man weiß in der That nicht, ob man Ludwig XIII. bemitleiden oder auslachen soll, wenn man einen seiner

Briefe an den Kardinal Richelieu liest, in welchem er sich über seinen Günstling Cinq-Mars bitterlich beklagt. Dieser Cinq-Mars war ein junger Mensch von geringer Herkunft, aber fröhlich, leichtsinnig, unterhaltend, zog das Vergnügen der Ehre vor, und hatte Langeweile bei seinem erhabenen hypochondrischen Freunde. Der König hatte ihn zum Ober-Stallmeister gemacht, ein Ehrenposten, an den er im Traum nicht denken durfte; dennoch war er seines Glücks oft überdrüssig und gab dem Könige kein gutes Wort.

»Es thut mir leid,« schrieb dieser einst an den Kardinal, »daß ich über die böse Laune des Herrn Ober-Stallmeisters klagen muß. Bei seiner Zurückkunft von Ruel hat er mir das Paquet abgeliefert, welches Sie ihm für mich mitgegeben, ich habe es in seiner Gegenwart erbrochen und gelesen. Der Herr Kardinal schreibt mir, habe ich gesagt, daß du mir gern in allen Dingen gefällig sein wolltest; allein, wie steht es mit deiner Faulheit, von der ich ihn vorzüglich gebeten hatte, mit dir zu sprechen? — Er hat es gethan, gab er mir zur Antwort, aber es wäre eben so gut, er hätte es bleiben lassen, denn in diesem Stücke kann ich mich nun einmal nicht ändern. — Das verdroß mich. Ich sagte: ein Mensch, der darauf denkt, Armeen zu kommandiren, darf nicht faul sein. — Ich Armeen kommandiren? fuhr er auf, das ist mir nie in den Sinn gekommen. — Willst du so fortleben, sagte ich ihm, so wirst du wieder dahin zurückkehren müssen, woher du gekommen bist. — Von Herzen gern, war seine Antwort. —

Wäre ich jetzt nicht klüger als du, fuhr ich fort, was sollte daraus werden? — Da hat er mir rund herausgesagt: er bedürfe meiner nicht; er werde eben so vergnügt leben, wenn er Cinq-Mars schlechtweg, als wenn er Ober-Stallmeister sei; es sei ihm nicht möglich, seine Lebensart zu ändern, und er wolle es auch nicht. So hat er mich immer fort gereizt, und bis in den Schloßhof hinab hat unser Wortwechsel gedauert. Endlich habe ich ihm gesagt: du wirst besser thun, mir nicht vor die Augen zu kommen, so lange deine üble Laune währt. — Sehr gern, versetzte er, und ging davon, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Alles obige ist in Gegenwart von Gordes gesprochen worden. Louis.»

»Nachschrift. Ich habe diesen Brief Gordes gezeigt, ehe ich ihn absende. Er versichert, daß alles wahr sei.» — — Armer König!

Kleinigkeiten.

Vor etwa einem halben Jahrhundert wechselte ein Fürst Briefe mit einem berühmten Arzt wegen einer Krankheit, und, weil er meinte, es zieme sich doch nicht, mit einem großen Gelehrten von nichts als seinem Brotstudium zu sprechen, so ließ er auch bisweilen ein Wörtchen von andern Dingen mit einfließen. So, z. B. that er die Frage an ihn: „Kennen Sie Algarotti? ich bitte mir Ihre Meinung von ihm zu sagen.»

Der berühmte Mann kannte den Newton der Damen nicht; wohl aber das Pulver Algaroth, oder den lebendigen Merkurius. Erschrocken setzte er sich nieder und schrieb: »Hüten sich Ew. Durchlaucht um Gottes willen vor dem Algaroth! er ist weiß, geschmacklos, schwer, und erregt heftiges Brechen.« —

Der Fürst erstaunte nicht wenig, denn er kannte den Grafen Algarotti persönlich, und wußte, daß er schwarz, geistreich und leicht war.

»Wer die Kunst zu lieben versteht,« sagte Rochefoucault, »der ist unwürdig des Glückes zu gefallen.« Er hat Recht, denn eine Kunst muß man lernen; wahre Liebe darf aber nie gelernt werden, und folglich ist sie keine Kunst. Was Ovid gedichtet, hat er zwar auch eine Kunst zu lieben genannt, allein der Titel ist falsch; er schrieb blos eine Kunst die Weiber zu verführen. — In der Liebe soll Jedermann denken, wie Orosman in der Zaire.

L'art le plus innocent, tient de la perfidie.

Jedermann weiß, daß in unsern Tagen die jungen Herren, wenn sie von Reisen zurückkommen, mit erstaunenswürdigen Kenntnissen ausgerüstet sind, die sie jedoch mit großer Bescheidenheit verbergen. Vormals war es umgekehrt, man lernte wenig, aber man blieb nie eine Antwort schuldig. — Zu der Zeit, als Voltaire's Genius in seiner ersten Kraft über der französischen Bühne schwebte, fragte

man einen jungen Deutschen, der eben aus Paris kam: ob Zaire und Alzire noch immer so viele Bewunderer zählten?

»Allerdings,« antwortete mein ehrlicher Landsmann, »besonders laufen ihnen die jungen reichen Engländer nach, und werden tüchtig von den beiden Damen gerupft!«

Von dem berühmten Verfasser des Chef d'Oeuvre d'un inconnu, behauptete derselbe Reisende sehr treuherzig: der Hr. Doktor Mathanasius sei Professor der Arzneikunst auf der Universität zu Leyden. In England wollte er den Kapitän Gulliver persönlich gekannt, und mehrere noch ungedruckte Anekdoten über die Lilliputer aus seinem Munde gehört haben.

Es geschieht nicht selten, daß Leute von Kenntnissen und Geschmack recht alberne Urtheile fällen, besonders, wenn die Schriftsteller, über welche sie urtheilen, das Unglück haben, noch zu leben; denn leider gibt es nun einmal kein reines, ganz reines Urtheil über lebendige Menschen. Im Jahre 1742 schrieb Ramsay einen Brief an Racine, in dem folgende Stelle vorkam: »Locke ist ein oberflächliches Genie, ein entschiedener Socinianer, der, statt Grundsätze der Philosophie zu entwickeln, blos ihre Anfangsgründe gezeichnet hat.«

Und was antwortete darauf der ehrliche Racine: »Es freut mich zu sehen, daß die Liebe zur Wahrheit stärker in Ihnen ist, als die Neigung zu Ihren Landsleuten, da Sie die Irrthümer der letztern nicht verhehlen.« — So wurde

Locke ohne Umstände zum oberflächlichen Kopf und zum Socinianer gestempelt.

La Beaumelle in seinen pensées nennt Hugo Grotius einen Pedanten, und mehrere Politiker machen diesem großen Manne den Vorwurf: er habe gegen die nothwendige Geschmeidigkeit eines Gesandten verstoßen, indem er den unreifen dramatischen Geburten des Kardinal Richelieu seinen Beifall versagte. Diese Herren wußten nicht, daß Hugo Grotius einen ausdrücklichen Befehl von der Königin Christina hatte, die Eigenliebe des Kardinals bei jeder Gelegenheit zu demüthigen. — Auch Rousseau hat im Emil und im Contract social den Namen jenes berühmten Mannes mit Geringschätzung genannt. Es scheint wohl, daß die Schriftsteller — selbst die bessern, nie Blumen pflanzen können, ohne die schon blühenden ihres Nachbars zu zertreten.

Oderint, dum metuant, pflegte Caligula zu sagen. Heutzutage begnügt man sich nicht mehr mit der bloßen Furcht. Oderint, dum solvant et metuant. — So lautet der Wahlspruch jetzt.

Es hat einmal jemand gesagt (und es ist wahr), daß auch die klügsten Menschen doch in irgend etwas, entweder Kinder geblieben, oder schon wieder Kinder geworden sind. So beschäftigen sich oft die gelehrtesten Leute sehr ernsthaft mit Kindereien. Fontenelle, zum Exempel, spielte gerne mit der Zahl 9. Ist es nicht zum Erstaunen, rief er

aus: 2 mal 9 machen 18, und 1 und 8 machen wieder 9. Dreimal 9 geben 27, und 2 und 7 abermals 9, so weiter mit allen Zahlen multiplicirt. Ja, diese wundervolle Eigengenschaft der 9 erstreckt sich noch über 100 hinaus, bis auf alle nur möglichen Multiplikationen derselben. 10 mal 9 machen 90, also wieder eine 9 mit Wegwerfung der Null. 11 mal 9 geben 99, also zwei Neun. 12 mal 9 geben 108, die Null davon gethan, bleiben 1 und 8, die wiederum 9 ausmachen.

Nach Coelius Rhodius (Lib. 22. Cap. 8.) war die Zahl den 9 Musen gewidmet, die vielleicht, um ihren liebenswürdigen Verehrer Fontenelle zu belohnen, die drei Parzen überredeten, seinen Lebensfaden über 99 Jahre zu spinnen, und ob sie ihm gleich nicht vergönnten, ein ganzes Säculum zu vollenden, so thaten sie doch zu den 99 Jahren noch 9 Monate und 9 Wochen hinzu. Er starb, wohl zu merken, am neunten Januar 1757. Auch hat er neunundsechzig Lobreden auf verstorbene Akademiker gehalten.

Vermuthlich hat Fontenelle's Bemerkung über die Zahl 9 den gelehrten Mairan zu einer neuen, eben so sinnreichen und wichtigen Entdeckung geführt. Er fand nämlich, daß, wenn man Zahlen unter einander versetze, gleichviel welche und wie viele, der Unterschied immer 9 oder eine Multiplikation von 9 sei. Z. E. 12 gibt umgekehrt 21, und der Unterschied zwischen 12 und 21 ist 9. Oder 52 — umgekehrt 25, der Unterschied 3 mal 9.

Nur Schade, daß, beim Licht besehen, alle diese Wunder nicht eigentlich durch die Zahl Neun, sondern durch die

arabischen Ziffern bewirkt werden, denn sie verschwinden, so bald man sich der römischen Ziffern bedient, oder die Zahlen durch Worte ausdrückt. Z. B. II mal IX machen XVIII, oder zwei mal Neun machen achtzehn. Wären die Ziffern der Alten eben so wie die arabischen zu großen Berechnungen geeignet, gewiß würde man bei ihren geometrischen Problemen, die Algebra nicht vermissen. Ohne unsere Ziffern hätte Alphons X., König von Castilien, im Jahr 1270 seine Alphonsinischen Tafeln nicht zu Stande bringen können, und eben so wenig würden ohne dieselben die Rudolphinischen Tafeln existiren, welche Tycho Brahe anfing und Keppler im siebzehnten Jahrhundert vollendete.

Uebrigens hat das Spielen mit Zahlen, vom Pythagoras bis auf Fontenelle, stets einen wundervollen Reiz für die Menschen gehabt. Hyppocrates ließ die Zahlen des Pythagoras sogar in der Arzneikunst gelten, und noch heutiges Tages führt in gefährlichen Krankheiten der neunte Tag die Krisis herbei.

Kaiser Augustus wünschte sich Glück, daß er sein 63. Jahr überlebt habe, weil — 7 mal 9 gerade 63 machen.

Plato starb im 81. Jahre (9 mal 9 geben 81) und zwar in der 108. Olympiade. (Man werfe die Null weg, so geben 1 und 8 abermals 9.)

Daß die Kinder 9 Monate im Mutterleibe zubringen, glaubt Jedermann, ob es gleich nicht wahr ist, denn sie werden gewöhnlich erst in der vierzigsten Woche geboren.

Inhalt.

Erzählungen.

Anekdoten.

Miszellen.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

